Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde

Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel

Band: 48 (1949)

Artikel: Nicolaus Friedrich Härbel : ein angeblich baslerischer Architekt im Dienste Peters des Grossen

Autor: Ehret, Joseph

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-116207

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nicolaus Friedrich Härbel

Ein angeblich baslerischer Architekt im Dienste Peters des Großen[1]

von

Joseph Ehret

I.

Moskaus Weg an die Ostsee

Der heutige russische Staat ist aus der Keimzelle Moskau hervorgegangen, die, inmitten der osteuropäischen Tiefebene gelegen, einzigartige Ausdehnungsmöglichkeiten besaß. Und diese wieder hatten hervorragende Aussichten auf Erfolg, lag doch der Ausgangspunkt des russischen politischen Willens auf einer Landbrücke zwischen dem Oberlauf mächtiger Flüsse, die den moskowitischen Staatsgedanken nach allen Seiten ins Land hinaustrugen. Besonders günstig erwies sich dabei der Umstand, daß diese Wasserwege zugleich die Hauptstraßen des Verkehrs waren, und nur so ist es zu verstehen, daß sich in diesem Meer von Land der moskowitische Staat hatte so schnell ausdehnen können.

So bedeutend sich auch auf diese Weise der Machtbereich Moskaus erweiterte, so krankte er doch auch an seiner Ausdehnung, wodurch das moskowitische Großfürstentum den russischen Staatsgedanken mit der Schwere eines unförmlichen Körpers belastete.

---

[1] Den Tessiner Baukünstlern nachgehend, die seinerzeit in Rußland wirkten, stieß der Verfasser dieses Beitrages auf einen Architekten Härbel, der angibt, aus Basel zu stammen. Da deutschschweizerische, vorab baslerische Bauleute in jenem Lande höchst selten eine Rolle gespielt haben, lohnte es sich, der Spur zu folgen. Bei den heute so mißlichen Umständen, die in östlicher Richtung fast jeden wissenschaftlichen Verkehr unterbinden, wäre dies ohne Grabars ausgezeichneter «Geschichte der russischen Kunst» (s. Literaturverzeichnis) nicht möglich gewesen, bringt doch dieses aus den Quellen gearbeitete Standardwerk selbst noch in den Anmerkungen eine Fülle von Material. Zusammen mit dem schon früher gesammelten Stoff schufen Grabars Hinweise die Möglichkeit, wenigstens den Entwurf für eine Lebensskizze Härbels zu wagen. Aber auch dieser bescheidene Versuch hätte ohne die Unterstützung der Universitätsbibliothek und des Staatsarchives in Basel, der Zentralbibliothek Zürich, des British Museum und von Frau Dr. H. Homeyer in London sowie des Institutes für orientale Studien und H. H. Dr. St. Matulis in Rom nicht unternommen werden können. Ihnen allen spricht der Verfasser seinen verbindlichen Dank aus.

Den Ausgleich dazu konnte nur das Meer schaffen, und man begreift, daß dessen Erreichen zum mindesten seit Iwan dem Schrecklichen (1533–1584) eines der ersten Ziele der Außenpolitik wurde. Gerade dieser Herrscher hatte darin bemerkenswerte Erfolge erzielt: hatte schon Iwan III. seine Macht im Norden bis ans Weiße Meer ausgedehnt, so schob sie sein Enkel nun im Süden bis an die Kaspische See vor und versuchte, in nordwestlicher Richtung vorbrechend, auch noch die baltische Küste der Ostsee in Besitz zu nehmen. Wenn er auch damit den Bogen überspannt hatte und sich wieder aus dem Baltikum zurückziehen mußte, so war damit doch die Bahn vorgezeichnet, auf der stärkere Nachfolger den Erfolg erzwingen konnten, den das 16. Jahrhundert Moskau noch versagte.

Geblieben war der Ausgang ins Nördliche Eismeer, das Rußland zu Wasser mit Europa verband. Ideal war diese Verbindung über Archangelsk aber keineswegs, unterband sie doch während neun Monaten eine Eissperre. Auch der nächste Durchbruch zum Wasser, der bereits 1638 den Doppeladler der Romanows bei Ochotsk an den Stillen Ozean trug, brachte keine Erleichterung, öffnete sich damit doch nur eine abgelegene Hintertür.

So war es verständlich, daß Moskau weitere Ausgänge anstrebte, und zwar solche, die näher lagen und möglichst eisfrei waren. Als besonders begehrenswert erwiesen sich das Schwarze Meer und die Ostsee. An einem dieser Ausgänge sich festzusetzen, war ein Unternehmen, das der Ausdehnungspolitik Peters des Großen das Gepräge gab.

Der Zufall, dem schon viele historische Ereignisse ihr Leben verdanken, hatte im Jahre 1675 den Genfer François Lefort (1653 bis 1699) [2] ins Zarenreich geführt, wo er Peters Kumpan und Ratgeber wurde. Da er früher in französischen und holländischen Diensten gestanden hatte, kannte er den Wert von Seeverbindungen und unternahm es deshalb, den künftigen Herrscher für das Meer zu begeistern. So führte er ihn 1693 und 1694 nach Archangelsk, dem einzigen Hafen Rußlands, und entflammte ihn derart für ein maritimes Programm, daß Peter sich entschloß, «ein Fenster nach dem Westen aufzureißen», was am Schwarzen Meere geschehen sollte, weshalb er schon 1695 einen Kriegszug nach Asow

[2] Die maßgebende Biographie stammt von Moritz Posselt: Der General und Admiral Franz Lefort, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1866. C. L. Blums Arbeit (Heidelberg 1867) stellt lediglich eine Zusammenfassung des Posseltschen Werkes dar. Es ist erstaunlich, daß man in Leforts Heimat nicht über anspruchslose Artikel hinausgekommen ist. Bedauerlich ist ferner, daß die Angaben des «Schweizer Lexikons» (IV, 1513) ungenau sind.

unternahm [3]. Da aber dieser einzig von der Landseite her eingeleitete Angriff die Seefeste nicht zu Fall brachte, beschloß er, im nächsten Jahr die Belagerung auch vom Meer her zu führen, zu welchem Zwecke er in einem Winter eine Flotte baute und Lefort zu deren Admiral ernannte. Aber obwohl 1696 durch eine doppelte Belagerung Asow genommen werden konnte, erwies sich dieser Ausgang nicht als besonders nützlich, denn hier gelangte man ja nur in das Nebenmeer eines anderen Nebenmeeres, und überdies mußte man befürchten, daß eine erstarkte Türkei das Gewonnene bald wieder zurücknehmen werde, was 1711 nach Peters Katastrophe am Pruth ja auch geschah.

Hierauf richtete der Zar seinen Blick nach der Ostsee, wohin schon Iwan der Schreckliche die Wege gewiesen hatte. Vor der Ausführung seiner baltischen Pläne wollte der Herrscher aber den Westen selber kennenlernen, dem er sein Land anzugleichen versuchte: ein Plan, der weitgehend auf Lefort zurückzuführen ist, der deshalb auch von Peter zum Haupt der «Großen Gesandtschaft» (1697/98) ernannt wurde, in deren Gefolge der Zar als

---

[3] An diesem Zuge nahm auch Leforts Neffe Pierre, der Sohn seines Bruders Amy, teil. Pierre (1676–1754) reiste – und zwar betreut von einem Basler – in der zweiten Hälfte des Jahres 1694 nach Rußland. Posselt (II, 111) berichtet darüber: «Dieser, ein Kaufmann zu Basel, Johann Rudolph Herwagen mit Namen, war schon früher wegen Handelsgeschäften in Riga und selbst in Moskau gewesen, kannte also gewissermaßen die dortigen Verhältnisse, und er erklärte sich mit Vergnügen bereit, den jungen Mann unter seine Obhut zu nehmen.» Er brachte ihn auch sicher nach Moskau, von wo aus er mit seinem Onkel am ersten Zug nach Asow teilnahm. Pierre brachte es in der Folge bis zum «général en chef», trat 1742 zurück, um sich seinem ausgedehnten Landbesitz in Mecklenburg zu widmen, wo er 1754 starb.

Bei seinem Reisebegleiter handelt es sich wahrscheinlich um jenen Hans Rudolf Herwagen, der 1675 in Basel geboren worden war und von dem die im Basler Staatsarchiv aufbewahrten Angaben (Privatarchive 355 C, Nachlaß Dr. Arnold Lotz 224) weiter nichts berichten, eben weil er offenbar mehr im Auslande zu Hause war. Er gehörte einer angesehenen Familie an, deren Stammvater Johann, ein Druckerherr, aus dem Hegau eingewandert war. Die folgenden Herwagen betätigten sich in der Hauptsache als Kaufleute und nahmen in der Safranzunft eine geachtete Stellung ein, auch der Vater unseres Hans Rudolf, Hieronymus (1620–1689), der von 1665 bis zu seinem Tode dort das Schreiberamt versah. Die Mutter Magdalena (1612–1669) war eine Wettstein, die Tochter des verdienstvollen Bürgermeisters. Lefort wußte also seinen Neffen bei den Herwagen in besten Händen. – Cf. Koelner P., Die Safranzunft zu Basel, 1935, S. 437.

An den oben erwähnten Asower Zügen beteiligten sich ferner noch der jüngste Sohn seines Onkels Lect – Michael Lect, ein weiterer Verwandter: Philipp Senebier und der Waadtländer Albert Joseph Morlot. Der letzte bekam aber keine Gelegenheit sich auszuzeichnen, da er bereits am 15. August 1695 durch eine feindliche Kugel getötet wurde. Posselt II, 247.

«Unteroffizier» mitreiste. Nach der Rückkehr glaubte der Gossudar nun stark genug für einen Gewaltstreich gegen das die Ostsee beherrschende Schweden zu sein und schlug 1700 los. Obwohl der «Nordische Krieg» durch die Niederlage bei Narwa (1700) für Peter ganz ungünstig begonnen hatte, ließ er sich nicht mehr von seinem Wege abbringen und gründete, kaum hatte er sich einigermaßen erholt, im Juni 1703 am Ausfluß der Newa in den Finnischen Meerbusen eine Festung und eine Stadt, der er seinen eigenen Namen gab, um darzutun, daß er es bitterernst meine.

II.

Zwei Baugedanken in einer Stadt [4]

Die Gründung der Stadt an einem solchen Punkte war eine Tollkühnheit. So war es einmal unklug, eine Schöpfung von solcher Bedeutung ganz an den Rand des Reiches zu rücken, sie sogar im Auslande und unter Fremden zu errichten; denn das Territorium gehörte ja den Schweden und bewohnt war es von Finnen. Es war dies, politisch gesehen, eine Anmaßung. Aber es war eine solche auch der Natur gegenüber; denn wer stellt eine derartige Siedlung mitten in ein sumpfiges Delta hinein, das dazu noch Jahr für Jahr vom Eisgang der Newa überflutet wird? Das war kein Ort für eine Stadt; denn wenn die natürlichen Bedingungen dazu vorhanden gewesen wären, dann hätte die Geschichte nicht Peter abgewartet, um eine solche ins Leben zu rufen.

Aber alle nüchternen Erwägungen kamen nicht gegen den Willen des Gossudars auf. Er wollte nun einmal diese Stadt und rang sie grausam der Natur und seinem Volke ab. In seinen Augen war die Lage unübertrefflich; denn hier war man dem Westen am nächsten, dessen Zivilisation er seinen Untertanen aufzwingen wollte, und hier war er auch am Meer, an dem er sich aus politischen und wirtschaftlichen Gründen festzusetzen gedachte.

Die Stadt selber sollte ein westliches Gepräge erhalten, um den Fremden darzutun, daß auch Rußland zu Europa zähle. Als Wunschtraum schwebte ihm nicht nur eine steinerne Hafenstadt mit vielen hohen Türmen vom Schlage Londons, sondern eine Siedlung vor, in der sich Wasser und Land vollkommen durchdrangen, eine Kanalstadt also, wie Amsterdam oder Venedig,

---

[4] Cf. V. Kurbatow, Petersburg, ein künstl.-historischer Überblick, Petersburg 1913 (russ.). – P. N. Petrow, Geschichte der Stadt St. Petersburg von deren Gründung an, Petersburg 1885 (russ.). – E. Lo Gatto, Gli artisti italiani in Russia, Vol. II: Gli architetti del secolo XVIII a Pietroburgo, Roma 1934. – Grabar, Geschichte III.

ein Amphibium von Stadt, in der alles Arbeit und Bewegung war – in seinem Reich etwas ganz Unerhörtes.

Wie wahnwitzig sein Plan war, ging auch aus der Tatsache hervor, daß Peter ja gar nicht über die notwendigen Hilfskräfte verfügte, um solch ein Riesenwerk in Gang zu setzen. Zwar ließ er sich in seiner Verbissenheit auch dadurch nicht abschrecken. Er befahl einfach die Asower Belegschaft herbei, die etwas Ähnliches versucht hatte, dazu die Zimmerleute von Archangelsk, wählte ferner aus der «Deutschen Vorstadt» [5] von Moskau die tauglichsten Ausländer aus, und als er auch unter diesen den Mann nicht entdeckte, den er für fähig hielt, seinen Traum ins Leben zu bannen, wies er seine Vertreter im Auslande an, nach ihm Umschau zu halten. Im Zusammenhang damit warb im Jahre 1703 der russische Gesandte in Dänemark, Ismailow, einen Fachmann an, der ihm für ein solches Unternehmen geeignet schien – Domenico Trezzini aus Astano [6].

So eisern auch der Gründer dieser Stadt schien, die der Tessiner

---

[5] Unter der sog. «Deutschen Vorstadt» versteht man das Wohnquartier aller Ausländer, nicht nur der Deutschen. Als Lefort 1676 dort Wohnsitz nahm, traf er keine Schweizer «sinon un orfèvre de sa Majesté, il est de Bâle, s'appelle Gustavus [Goll]» (Posselt I, 219). Er muß begütert gewesen sein, denn Lefort konnte einige Male bei ihm Geld aufnehmen. Nach seinem Besuche in Genf im Jahre 1682 reiste Lefort auf dem Rückweg eine Strecke weit mit Goll, mit dem er offenbar auf vertrautem Fuße stand. Goll hatte einen in Straßburg lebenden Bruder. Cf. Posselt I, 219; 253; 265 und 316.

Die im Basler Staatsarchiv aufbewahrten Dokumente geben keine eindeutige Auskunft über diesen «Gustavus Goll». Die Familie ist zwar nachgewiesen, aber kein Glied dieses Namens. Vielleicht haben wir es mit jenem *Augustus* zu tun, der 1641 in Basel zur Welt kam. Möglicherweise ist es derselbe Augustus Goll, der als Goldarbeiter in der Fremde lebte, und dem laut Zunftbuch der Hausgenossen (3, 56; 1520–1754) am 12. März 1679 das Zunftrecht verliehen wurde, unter der Bedingung allerdings, daß er nach seiner Rückkehr hier das Meisterstück anfertige. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die russische Zunge das ihr widerstrebende «Augustus» zu einem «Awgust» umformte, von dem aus der Weg zu einem «Gustaw» nicht mehr weit war. – Cf. Schweizer. Künstlerlexikon, Frauenfeld 1905, I, 600.

[6] Dieser überragende Mitarbeiter des Zaren in Petersburg hat bis jetzt leider keinen Biographen gefunden. Brockhaus-Efron nennt ihn nicht, und Petrow möchte in seiner «Geschichte der Stadt Petersburg» Trezzinis Verdienste dessen Schüler Semzow gutschreiben. Die Ehre, den Tessiner entdeckt zu haben, gebührt Grabar (Geschichte III, 45–64) und Korolkow (Die Architekten Trezzini, «Staryje Gody» 1911). Deren Forschungsergebnisse sind aber im Westen bisher lediglich durch Lo Gatto (Artisti italiani II, 21–47), und zwar unter italienischem Gesichtspunkte, bekannt geworden. Trezzinis Heimat begnügt sich heute noch mit dürftigen und vielfach ungenauen lexikalen Notizen. Eine kurze, auf Grabar und Korolkow fußende Lebensskizze brachte 1949 die «Ernte» in Basel.

dann auch wirklich aus den Sümpfen der Newa hob, so hatte doch auch er Schwächen, und wohl eine der auffallendsten war die für das schöne Geschlecht, von dem ihm besonders Martha Skawronskij ans Herz gewachsen war. Diese, ehemals eine aus Litauen stammende Magd, war 1702 bei der Einnahme von Marienburg in Menschikows Hände gefallen, aus denen sie hierauf an Peter überging, der darauf ihretwegen seine so wenig zu ihm passende Gemahlin Jewdokja, eine Altrussin, ins Kloster schickte. Nachdem er schon 1705 von seiner «Katerinuschka» zwei Töchter hatte, fand er es angezeigt, sie auch öffentlich zu seiner Gattin zu erklären, was er 1711 tat. Dieses neckische Frauenzimmer bildete einen vergnüglichen Gegensatz zum ewig sich abrackernden Peter, der darum gerne bereit war, ihre Wünsche zu erfüllen: so schuf er ihr zuliebe auch gerne eine prächtigere Residenz.

Dem neuen Baugedanken konnte der Zar um so unbedenklicher huldigen, als er ja 1709 Karl XII., den erbittertsten Widersacher seiner baltischen Pläne, bei Poltawa geschlagen hatte und deshalb hoffte, seine «heilige Erde» für immer behalten zu können. Der Gossudar erhob deshalb Petersburg zur neuen Hauptstadt und beschloß, seiner Schöpfung den Zauber einer kaiserlichen Residenz zu verleihen. Amsterdam, das alte, grachtenreiche Vorbild verblaßte, und an dessen Stelle glänzte ein neues auf – das kunstvoll gezierte Versailles.

Für das neue Ziel suchte Peter auch neue Architekten; denn jetzt war die Zeit der Bau*meister* vorbei, jetzt brauchte er Bau*künstler*. Da ihm immer noch keine geeigneten Russen zur Verfügung standen, suchte der Zar wieder im Ausland Ersatz für Trezzini, der in den Augen Peters offenbar doch mehr Ingenieur als Architekt war.

Aber Peter hatte kein Glück mit seinen Baufavoriten. Andreas Schlüter (1664–1714), den er 1713, nachdem dieser am Berliner Hof in Ungnade gefallen war, als «Oberbaudirektor» gewonnen hatte, starb bereits im folgenden Jahre. Jean-Baptiste Alexandre Leblond (1679–1719), ein hochbegabter Franzose, den der sonst wegen seiner Knausrigkeit berüchtigte Zar für das beispiellose Gehalt von 5000 Rubeln jährlich als «Generaldirektor» verpflichtet hatte [7], machte sich durch seinen Stolz bald unbeliebt, und als

[7] Dieses Gehalt stellt ein Vermögen dar. Es zeigt, wie leidenschaftlich Peter den Ausbau seiner Stadt betrieb. Nach Leblonds Tod erhielt Michetti diese fürstliche Summe. Wieviel Trezzini und Härbel bekamen, ist nicht bekannt; doch dürfte jener weniger als 3000, dieser mehr als 2000 bezogen haben. Man halte dagegen, daß Leonhard Euler 1727 beim Eintritt in die Akademie (nebst freier Wohnung, Holz und Licht) 300 Rubel zugebilligt erhielt und daß er

dann Peter in einem seiner gefürchteten Zornausbrüche auch ihn mit einem Stocke traktiert hatte, serbelte er dahin und starb schon im Februar 1719 [8].

Da es so dem Gossudar an einem alles überragenden Genie fehlte, das Petersburg nach einem einheitlichen Gedanken hätte ausschmücken können, verzichtete er auf einen Gesamtplan und baute Petersburg so aus, wie dies Wille und Laune ihm eingaben. Da er in seiner rücksichtslosen Art dabei viele Bauleute verbrauchte, war er um jede Kraft froh, die sich ihm anbot, so auch um Nicolaus Friedrich *Härbel*, der angibt, aus Basel zu stammen [9].

III.

Härbels Eintritt in den russischen Staatsdienst

Der oberste Bauherr war unstreitig Peter selbst. Obgleich er unermüdlich zwischen Archangelsk und Astrachan unterwegs war, behielt er doch den Aufbau seiner Stadt scharf im Auge. Um ja sicher zu sein, daß auch während seiner Abwesenheit die Arbeit nicht stockte, stellte er treue Kampfgenossen an die Spitze. Ihnen hat er viel zu verdanken, am meisten aber einem gewissen Uljan Joakimowitsch Senjawin (1670–1740) [10], der als wahrer Spießgeselle des Zaren Petersburg mächtig emportrieb. Er entstammt einer alten Adelsfamilie, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus Polen eingewandert sein soll, und die sich in der Folge für ihren Gossudar tapfer schlug: allein Peter dienten gleich fünf Brüder – als Wojewode, Flottenkommandeur, Vizeadmiral, Hafenkommandant und als Vollstrecker seines bedeutendsten Bauwillens. Zwar unterstand Uljan Joakimowitsch bis 1719 dem Fürsten Tscherkasskij; aber er war es, der für diesen schläfrigen Herrn die ganze gewaltige Arbeit leistete. Seine Baukanzlei, die sich bald zu einem wahren Ministerium auswuchs, war das Gehirn, das Architekten anwarb, Pläne ausarbeitete, Voranschläge prüfte, die Scharen der Arbeiter mobilisierte und die Tätigkeit auf dem immensen Baufeld in Bewegung hielt. Weilte der Zar in seiner Stadt, die er sein

---

1733, als seine Besoldung auf 660 erhöht worden war, glaubte die Gründung einer Familie verantworten zu können. Cf. Spieß O., Leonhard Euler, Frauenfeld 1929, S. 70. – Cf. ferner Stieda W., J. A. Euler in seinen Briefen 1766 bis 1790, Berichte der Sächs. Akademie der Wissenschaften, Leipzig 1932, S. 36 f.

[8] von Stählin, Anekdoten, 287 ss.

[9] Grabars Angaben, die den Anstoß zu dieser Arbeit gaben, sind in seiner Geschichte III, 82, zu finden. – Einige weitere Auskünfte gibt uns derselbe Autor im «Russ. Biographischen Lexikon», Bd. Ga–Ge (1914).

[10] Brockhaus-Efron 58, 574. – Grabar, Geschichte III, 35; 36 [1].

«Paradies» und seine «heilige Erde» nannte, dann beriet er sich mit Tscherkasskij und Senjawin, die er in seiner «Cariole auf zwei Rädern, worin zur Not zwo Personen sitzen konnten»[11], auf den Bauplätzen herumschleppte, auf denen er dann selber mit Spaten und Beil mitwerkte und, je nach dem Stand der Arbeit, lobte oder tobte. Trotz des Feuereifers, den Trezzini und das Heer der Bauknechte entwickeln mußten, ging dem ungeduldigen Zaren doch alles viel zu langsam. Und daß auch sonst manches nicht nach dem Geschmack des Gossudars war, bewiesen die vielen Strafen, die er verhängte und die schließlich Senjawin selbst nicht verschonten, ließ er ihn doch 1714 knuten! Er hetzte ihn aber trotzdem weiter über die Baufelder, die Uljan Joakimowitsch erst 1732 räumen mußte. Aber noch war es nicht so weit, Senjawin stand im Gegenteil in der Maienblüte seiner Macht, als eben jener Härbel an seine Pforte pochte.

Es war dies im Sommer 1719. Er reichte dem Zaren ein Gesuch ein, in dem er in einem holprigen Russisch bat, ihm eine entsprechende Arbeit zuzuteilen. Das Schreiben[12], das mit dem Datum des 1. Augusts 1719 im Hauptarchiv des Außenministeriums in Moskau erhalten blieb, läßt sich ungefähr wie folgt übersetzen:

«Ich teile Ew. Kaiserlichen Majestät untertänigst mit, daß ich ungeachtet der Verluste, die ich durch die Herreise erlitt, aus Schweizerischen Landen, aus der Stadt Basel hierher nach St. Petersburg gekommen bin, um Ew. Kaiserlichen Majestät meine untertänigen Dienste anzubieten, da ich für allerlei Künste und vorzüglich für die Architektur eine ganz besondere Vorliebe habe. Ich teile untertänigst mit, daß ich sowohl im reinen Zeichnen von Plänen, wie auch in der Baupraxis gleich geschickt bin und deshalb nicht nur ein Amt für reine Architektur übernehmen kann, sondern vor allem auch in der zivilen Architektur meinen Mann stellen kann. Dies kann ich übrigens auch in den neu erfundenen Gebieten, die bis jetzt noch unentdeckt und damit auch noch von niemanden angewendet worden waren und für die ich mich empfohlen halte.»

In dieser Bittschrift erklärt Härbel zuerst einmal, er sei aus der Schweiz, aus der Stadt Basel, gekommen. Wir haben keine Veranlassung, ihm das nicht zu glauben, denn der Bittsteller mußte wissen, daß es gefährlich war, dem Zaren etwas vorzuflunkern. Es fällt auf, daß Härbel aber nicht behauptet, er sei Schweizer, insbesondere Basler. Dies mag auch der Grund sein, warum die entsprechenden Basler Quellen von einem «Härbel» nichts be-

---

[11] von Stählin, Anekdoten 203.
[12] Abgedruckt bei Grabar, Geschichte III, 82 [1].

richten[13]. Möglicherweise weilte dieser nur vorübergehend in unserer Stadt, von der aus er dann die Reise nach Rußland antrat.

Warum hat er dann überhaupt die Schweiz und Basel erwähnt? Sicher einmal, um darzutun, daß er aus dem Westen stamme, was bei Peter ja immer eine Empfehlung war. Aber warum dann nicht das wahre Geburtsland angeben? Bedeutete es vielleicht um 1719 herum in Rußland eine besondere Auszeichnung, aus der Schweiz zu stammen? Oder sollte damit als *captatio benevolentiae* das Andenken des unvergeßlichen Genfers Lefort wachgerufen oder an den St. Galler Gsell erinnert werden, den Peter schon zum Direktor seiner Kunstsammlung gemacht hatte?[14]

Sicher ist, daß es für den Bittsteller keinen Hasensprung bedeutete, nach Rußland zu reisen, sonst würde er nicht von den Verlusten sprechen, die er deswegen erlitten.

Daß Härbel dort etwas dick aufträgt, wo er von seinen Fähigkeiten spricht, deutet nicht gerade auf Basler Art; aber die Lage, in der sich der Mann damals mag gefunden haben, kann diesen

---

[13] Härbels Aufenthalt in Basel ließ sich im Basler Staatsarchiv nicht feststellen. Dafür kennt das Familienbuch der Schweiz (Zürich 1940, S. 366) im 19. Jahrh. das Geschlecht der Herbel, und zwar in Basel und St. Antoni (Kt. Freiburg). In Basel handelte es sich um eine Ordensschwester, die zur Zeit (1949) in Bern lebt. Der Stammvater der Freiburger Herbel hieß Karl Theodor und wanderte 1850 aus Deutschland ein. Sein Bruder lebte im Bad Ems. Karl Theodors Enkel siedelte nach Argentinien über, womit der Name Herbel in der Schweiz erlischt. Soweit bekannt geworden ist, handelt es sich um Katholiken.

[14] Auch Georg Gsell (1673–1740) teilt das Schicksal der übrigen Rußlandschweizer jener Zeit: er wurde zu Hause fast ganz vergessen. Russischerseits berichtet von Stählin in seinen Anekdoten (S. 56) von ihm: «Zu Amsterdam saß [auf seiner zweiten Europareise 1716/17] Peter der Große in öffentl. Gemälde-Auktionskammer unter der Menge der Liebhaber und Käufer, neben dem Schildereimäkler Gsell, einem Historien- und Stillebenmaler aus der Schweiz, einem sehr erfahrenen Kenner der Gemälde, sonderlich der niederländischen und ihrer Meister. Daselbst erstand der Monarch eine Menge Gemälde von seinen Lieblingsmalern, wovon er die . . . Gemäldegalerie zu Peterhof anlegte, teils solche in seinen Vorzimmern aufhängen ließ. Diesen ansehnlichen Vorrat in gutem Stande zu erhalten und zu vermehren, nahm er . . . Gsell in seine Dienste, der dem Zar auch nach Petersburg folgte . . . und nachmals als Maler der Akademie der Wissenschaften im hohen Alter 1743 starb.» Dieses Datum stimmt allerdings nicht, denn Gsell starb 1740 im Alter von 67 Jahren.

Gsells Tochter aus zweiter Ehe, Catherina (1707–1773), verheiratete sich 1733 in Petersburg mit Leonhard Euler. In dritter Ehe war dann Gsell mit Dorothea Graff (1678–1743) verbunden, einer Tochter der bekannten Basler Naturforscherin und Malerin Maria Sibylla Merian (1647–1717). Die aus dieser dritten Ehe stammende Salome Abigail Gsell wurde 1776 in Petersburg Leonhard Eulers zweite Gattin. Cf. Spieß O., op. cit. und Thieme XV, 158.

Ton erklärlich machen, der übrigens ganz zum Bittstellerstil jener Zeit paßt.

Sonderbar mutet der letzte Satz an. Wollte Härbel damit den allen Erfindungen nachspürenden Zaren für etwas Besonderes interessieren, um desto sicherer ein Amt zu erlangen? Unmöglich ist es nicht, ist doch bekannt, daß sich Peter seinerzeit auch für Schlüters geheimnisvolles Pröbeln an einem *Perpetuum mobile* begeisterte [15].

Wie dem auch gewesen sein mag – Härbel wurde angestellt und bewährte sich. Er hatte also offenbar nicht mehr versprochen, als er zu halten vermochte. Gewiß hat er seine rasche Anstellung teilweise auch einem Zufall zu verdanken, starb doch gerade zur selben Zeit der Architekt Matarnowi, was unserem Baumeister die Gelegenheit bot, dessen Nachfolge anzutreten.

Dieser Georg Johann Matarnowi [16] war trotz seines halb italienischen Namens ein Deutscher. In Petersburg war er seit dem Jahre 1714 bekannt, in dem er den Posten des damals eben verstorbenen Schlüter übernommen. Dieser hatte eine beträchtliche Anzahl von Plänen und angefangenen Arbeiten hinterlassen, denen sich nun Matarnowi widmen mußte. Es fiel auf, daß er nur deutsch sprach und daß auch die Baukanzlei ihm in seiner Muttersprache schrieb. Aber obwohl der Umfang seiner Tätigkeit außerordentlich war und er es unter dem vorwärtspeitschenden Peter auch nicht an Schweiß fehlen ließ, war es ihm nicht vergönnt, auch nur einen einzigen Bau vollendet zu sehen, als er am 19. November 1719 in Petersburg starb.

Härbel machte sich nun also im Winter 1719 an seiner Stelle an die Arbeit. Welcher Art sie war und warum er bald in ihr ertrank, erfahren wir aus einer weiteren Bittschrift, die er kaum anderthalb Jahre später an den Zaren zu richten gezwungen war.

IV.

Härbels Arbeitsfeld

Im Herbst 1719 hatte Härbel, den die Russen *Nicolaj Fedorowitsch Gerbel* nannten, sein Amt angetreten; also zu einer Zeit, zu der an ein Werken im Freien nicht mehr zu denken war und im Büro mit Planen und Zeichnen die Arbeit des folgenden Jahres vorbereitet werden mußte. An Aufträgen hatte es gleich von An-

---

[15] Cf. Wallé P., Schlüters Wirken in Petersburg, Berlin 1901. – Idem, Andreas Schlüter, Berlin 1891. – Gurlitt C., Andreas Schlüter, Berlin 1891.

[16] Grabar, Geschichte III, 78 und ders., Ausländische Architekten 137.

fang nicht gefehlt, wohl aber an den geeigneten Bedingungen, diese baureif zu gestalten, mangelte es doch allenthalben an rechten Helfern. Es muß den Architekten noch vor Beginn seiner ersten Bautätigkeit eine böse Ahnung beschlichen haben, und als der rauhe Herbst das Bauvolk vom Gerüste vertrieben hatte, gestand er sich wohl, daß alles noch viel schlimmer ausgefallen war, als er es sich ausgemalt. Da muß ihn die Verzweiflung gepackt und ihm den Entschluß aufgenötigt haben, mit einem Gewaltsakt sich unmittelbar an den Zaren zu wenden, der allein imstande war, ihm zu helfen. So griff er am 1. März 1721, also unmittelbar vor Beginn der neuen Bauzeit, zur Feder, um dem obersten Bauherrn in unmißverständlicher Weise seine schlimme Lage darzutun. Damit wurde er zum Verfasser einer Bittschrift [17], welche die mißlichen Umstände, unter denen Peter seine Stadt einer Welt von Widerständen abrang, so anschaulich darstellt, daß dieser Klage der Wert eines Dokumentes zukommt. Es ist im gleichen hinkenden Russisch abgefaßt wie schon sein Anstellungsgesuch; doch glauben wir für den folgenden Text bürgen zu können:

«Es wurde mir versprochen [18], daß ich zur Hilfe die notwendigen Arbeiter erhalten werde, nämlich Zimmerleute, Steinmetzen, Soldaten, einen Dolmetscher und andere, wie dies bei Matarnowi der Fall gewesen war, da ich sonst nicht arbeiten kann. Aber mir wurde bis jetzt niemand zugewiesen; hingegen haben andere Architekten, die auf Befehl Ew. Majestät den verschiedenen Plätzen zugeteilt wurden und an günstigen Orten arbeiten, die besten Meister und Arbeiter erhalten. Als Architekt leite ich hier in St. Petersburg an vielen Orten Arbeiten mit verschiedenen Kommandos, was ich aber allein nicht bewerkstelligen kann. Welche Bauten ich jetzt errichte und welche Kommandos ich führe, folgt hier unten:

Auf Befehl des Herrn General-Polizeimeisters:

1. habe ich in den Straßen Signalstangen aufzustellen und Straßenzüge anzulegen, was ohne mich nicht möglich ist;
2. habe ich das Waschhaus fertigzustellen;
3. wurde mir ein Ukas zugestellt des Inhaltes, daß ich, sobald die Grabarbeiten bei der kleinen Moika beginnen werden, dabei die Aufsicht zu führen hätte;
4. wurde mir noch ein Ukas zugeschickt mit der Mitteilung, ich hätte Verlegungen [von Wasserläufen] vorzunehmen und neue Kanäle zu planen.

---

[17] Aus dem Kontor der Hofintendantur, Bd. 18, S. 382 f. Abgedruckt bei Grabar, Ausländische Architekten, S. 148 f.

[18] Von Senjawin. Cf. Anmerkung 10.

Auf Befehl des Oberkommissars Senjawin:

1. habe ich bei [den Arbeiten] der Privatwerft zu sein;
2. habe ich das Haus des Herrn Generalmajors Paul Iwanowitsch Jaguschinskij zu beendigen;
3. habe ich das Kalinkin-Haus zu bauen;
4. habe ich bei der Admiralität die Isaak-Dalmazkij-Kirche zu bauen;
5. [habe ich] das Gebäude des Generalmajors Iwan Michailowitsch Golowin [zu bauen];
6. [habe ich] den Marstall Ew. Majestät [zu bauen];
7. habe ich beim neuen Palast am Winterquai vom Hafen bis zur Straße das Fundament gelegt. Was nun Ew. Majestät in diesem Sommer an dieser Stelle zu bauen gedenkt, ist noch unbekannt;
8. [habe ich] Wohnungen für die Köche der Zarin [zu bauen.]

Auf Befehl von Peter Moschkow [19]*:*

1. habe ich das Winterhaus zu beaufsichtigen;
2. [habe ich beim] Marstall der Erlauchten Zarin [zu bauen];
3. [20]
4. habe ich vom Herrn Marschall aus dem Sommerpalast Ukase erhalten, denen zufolge ich [dort] die Bauten aus Stein zu beaufsichtigen [hätte];

Herr Lutkowskij befiehlt, den Bau der Bibliothek zu beaufsichtigen, den Bau des Leutnants Musin;

Auch meldet der Herr Stallmeister Koschelew, daß ich einige Pläne zu entwerfen hätte;

Zudem wurde mir aus der Kanzlei für Städtische Angelegenheiten der Ukas zugestellt, die Admiralität zu bauen [21].

Durch eine solche Ausweitung [der Arbeit] ist es mir unmöglich, diese allein weiter zu tragen und zu leiten. Ich kann mich in einer solchen Bedrängnis nicht verpflichten, aus Furcht, mir sonst den Zorn der Allergnädigsten Majestät zuzuziehen.

Deshalb falle ich Ew. Erlauchten Majestät zu Füßen und bitte, wenn ich auch in Zukunft für den Dienst Ew. Majestät tauglich sein soll, die Behörden anzuweisen, mir ein Kommando zuzuteilen und gnädigst einen Ukas herauszugeben des Sinnes, daß ich zur Bewältigung der siebzehn Arbeiten geeignete Meister, Zimmerleute, Steinmetzen, Soldaten, einen Dolmetscher und andere erhalte.

Ferner bitte ich in Anbetracht der vielen Arbeiten meinen mächtigen Herrn, mir ohne Rücksicht auf meinen Vertrag, eine Geldzulage zu gewähren, daß ich mich und meine Familie ernähren kann; denn ich

---

[19] Beamter der Hofintendantur.

[20] Der Sinn dieses Punktes ist unklar.

[21] Schade, daß wir später von diesem Ukas nichts mehr hören.

muß von meinem gegenwärtigen Gehalt allein für die Miete der Wohnung zweihundert Rubel bezahlen.

Wenn hingegen ich nicht taugen sollte, weiterhin im Dienste Ew. Majestät zu wirken, dann bäte ich Ew. Majestät alleruntertänigst, Ew. Regierung zu beauftragen, mir den Abschied zu geben.

Ich bin Ew. Majestät, meines Allergnädigsten
Herrn untertänigster Sklave
Architekt Nicolaj Gerbel

N. F. Härbel

Sankt Pieter Burch [22], am 1. März 1721.»

Wer dieses Schreiben zum erstenmal zu Gesicht bekommt und die Verhältnisse nicht kennt, unter denen Peter seine Mitarbeiter zum Weißbluten brachte, der erhält den Eindruck, Härbel nehme den Mund auch gar voll. Wer aber auch nur einigermaßen Einblick hat in das grausame Gründertum des Zaren, dem klingt aus diesem Notschrei die ganze Tragik der Arbeitssklaven entgegen, die der Gossudar mit einer Mischung von «orientalischer Sultanslaune und altrömischem Pflichtbewußtsein» zu Tode hetzte [23].

Das Datum zeigt, daß die Baukanzlei seine Anordnungen für die kommende Bauzeit schon getroffen hatte und daß Härbel wohl mit einer Unzahl von Aufträgen belastet worden war, man ihm aber keineswegs die zur Ausführung notwendigen Kräfte zur Verfügung gestellt hatte. Als einer der Jüngsten der Baukanzlei hatte er sich gegen die älteren Architekten noch nicht durchgesetzt und sollte sich nun mit den Brosamen von Senjawins Tisch zufrieden geben. Er befürchtete deshalb eine Katastrophe und entschloß sich, ihr durch einen Schritt beim Zaren zu begegnen.

Um seinem Gesuche mehr Gewicht zu geben, zählte er alle seine Pflichten auf, die zusammen eine stattliche Reihe ergaben. Aus ihr geht hervor, daß er in einer Person Geometer, Kanalbauer, Ingenieur und Architekt hätte sein sollen. Allein schon die architektonischen Aufgaben, die so grundverschiedene Objekte umfaßten, hätten einige Fachleute erfordert, in deren Ermangelung sich Peter in den Kopf gesetzt hatte, was er wolle, müßten seine Untergebenen

---

[22] Die Stadt trug ursprünglich diese holländische Bezeichnung, abgekürzt *Pitjer*, wie sie vom Volke heute noch genannt wird.

[23] Ähnliche Eingaben kennen wir auch von Trezzini: 1722, 1723, 1725 und 1726 gelangte er mit solchen an die Obrigkeit. Härbel hat also kaum übertrieben. Vergleiche Korolkow, Die Architekten Trezzini, S. 32–36. – In der Bittschrift vom 18. Januar 1723 klagt der Tessiner, die Baukanzlei habe ihm zwei seiner Gehilfen genommen: «Bourgart und Meier» (Korolkow 36). Haben wir es da mit Deutschschweizern zu tun? Bourgart = Burckhardt?

auch können. Erschwerend trat für den Architekten noch der Befehl hinzu, die von Kollegen begonnenen Bauten weiterzuführen, was nicht nur im Gründungsfieber, von dem damals alles in und um Petersburg geschüttelt wurde, eine heikle Sache gewesen wäre. Selbst Härbels Witwe wird das noch zu spüren bekommen. Dazu kam noch die Ausbesserung früher errichteter Gebäude. Auch keine willkommene Arbeit!

Wäre die Bewältigung seines Programmes bereits dann eine Zerreißprobe gewesen, wenn Härbel alle notwendigen Hilfsmittel zur Verfügung gestanden hätten, als was müssen wir seine Anstrengungen bezeichnen, die man mit gebundenen Händen zu leisten ihm zumutete?

Da fehlte es einmal an *Meistern*, unter denen wir uns aber keineswegs Bauverständige vorstellen dürfen, die einen Plan hätten verstehen und selbständig ausführen können, waren doch in der Hauptsache damit Handwerker gemeint. Solche waren damals in Rußland so rar, daß man sie sich fast bis auf den letzten Mann aus dem Ausland verschreiben mußte. So wird auch verständlich, warum um diese Zeit weit über tausend Fremde leitend am Ausbau Petersburgs beschäftigt waren. Um diese rissen sich dann die Architekten, wobei die mit bedeutenden Hofaufträgen Bedachten die tüchtigsten erwischten, Neulinge aber wie Härbel das Nachsehen hatten.

Ferner verlangte er *Zimmerleute*. Diese Bitte war schon besser zu erfüllen, ist doch der russische Bauer, der zu jener Zeit ausschließlich Holzbauten aufführte, der geborene Zimmermann. Das treffendste Beispiel ist wohl Peter selbst, der das Beil geschickt zu handhaben verstand. Wenn es also auch nicht so schwer war, Zimmerleute zu bekommen, so herrschte an ihnen trotzdem kein Überfluß, wurden doch noch zu Härbels Zeiten vornehmlich Holzhäuser gezimmert. Wohl hatte Peter befohlen, steinerne Gebäude zu errichten; aber in einem Lande, in welchem dem Stein ein Seltenheitswert zukommt, waren auch dem Willen eines Zaren Grenzen gesetzt. So mußte man sich zum Leidwesen des obersten Bauherrn weitgehend mit Holz begnügen, weshalb Härbels Griff nach Zimmerleuten verständlich ist.

Noch viel verständlicher ist sein Ruf nach *Steinmetzen*; denn trotz der schier unüberwindlichen Schwierigkeit, die sich der Beschaffung von Steinen entgegenstemmte, verzichtete Peter durchaus nicht auf sein steinernes Märchen am Wasser. Er hatte deshalb Ziegelbrennereien anlegen lassen, die Millionen von Backsteinen lieferten. Doch da auch sie den Heißhunger nicht zu stillen vermochten, verbot der Gossudar 1714 kurzerhand in seinem ganzen

Reiche – außer in Petersburg – Steinbauten zu errichten. In einem neuen Ukas befahl er ferner, daß jedes Schiff, das vom Ladogasee herkam und jeder Wagen, der in die Stadt fuhr, je nach Größe eine bestimmte Zahl von Steinen mitzubringen habe [24]. Da aber auch dies noch nicht genügte, wurden Steine selbst aus dem Auslande herbeigeschleppt, sogar aus dem fernen Italien, und gleich auch noch die Fachleute, die das Material sachgemäß bearbeiten konnten. Da dies teure Einfuhrsware darstellte, legte der Hof seine Hand darauf, worauf die Stadt- und Privatarchitekten das Nachsehen hatten, weshalb wir Härbels Drängen durchaus verstehen.

Aber zu welchem Zwecke verlangte Härbel gleich auch noch *Soldaten*? Das war zu Peters Zeiten keine müßige Frage, muß man doch wissen, daß damals auch das Bauen ohne Sicherung durch das Militär gar nicht möglich gewesen wäre. Zuerst einmal wurde es eingesetzt, um das Davonlaufen der Arbeiter zu verhindern. Diese waren nämlich zur Hauptsache nicht aus eigenen Stücken bei der Arbeit, sondern von Peter dazu gezwungen worden: in den Jahren 1708, 1709, 1711 und 1713 je 40 000, 1714 sogar 43 000, um die Lücke in den rasch dahinschmelzenden Beständen zu schließen [25]. Und sie schmolzen dahin, weil der von der Scholle gerissene Muschik diese Fron haßte, hatte er doch Heimat und Familie verlassen müssen, um einem Herrscher, den viele als den «Antichrist» verfluchten, eine Stadt zu erbauen, die allem ins Gesicht schlug, was dem Altrussen bisher als heilig gegolten. Aber nicht nur um ihre Seele zu retten, entwichen sie, sondern einfach um des lieben Lebens willens; denn es war ein höllischer Ort, der durch Seuchen aller Art die Bauknechte in diesen Ursumpf warf. Die Zahl der hier Verdorbenen mag die Hunderttausend weit überschritten haben [26]; verständlich deshalb, warum so viele ausrissen: in die Wälder, in ferne Gouvernements oder gar ins Ausland. Um eben dies zu verhüten, mußte das Militär Peters «Paradies» umstellen.

Gebraucht wurde es ferner, um Diebstähle auf ein amtlich geduldetes Maß zu beschränken. Ganz zu verhüten waren solche ja nicht, denn zu Peters Zeiten, in denen alles im Umbruch war, machte die Gelegenheit besonders viele Diebe. Da vor allem der Wald geplündert wurde, dessen Holz zum Aufbau Petersburgs unentbehrlich war, ließ der Zar an der Newa im Abstand von je fünf Kilometern Galgen errichten, damit man die Frevler gerade an Ort

---

[24] Grabar, Geschichte III, 35. – von Stählin, Anekdoten 174.

[25] von der Brüggen 163–171.

[26] Brückner 522 s. – von der Brüggen (S. 171) spricht von annähernd 200 000.

und Stelle aufknüpfen konnte [27]. Gestohlen wurden aber auch die Arbeitsgeräte. Härbel wußte also, weshalb er nach Soldaten rief.

Aber auch damit war es in diesem unheimlichen Lande noch nicht getan – mußte man sich mit den Leuten doch auch verständigen. Solange die Architekten es mit ihresgleichen zu tun hatten, ging es allerdings deutsch, englisch, italienisch, französisch und vor allem holländisch, da ja der Zar diese Sprache besonders bevorzugte; aber um mit den untern Behörden oder dem Volk verkehren zu können, mußte man schon russisch sprechen, was aber den meisten Ausländern nur mit Hilfe von *Übersetzern* möglich war. Deshalb pflegte man jedem ausländischen Architekten einen von der Obrigkeit bezahlten Dolmetscher zuzuteilen, junge Burschen, die von Staates wegen schon früh so in verschiedenen Sprachen ausgebildet wurden, daß sie von der Baukanzlei den Fremden zur Verfügung gestellt werden konnten. Diese Übersetzer waren gleichzeitig die Schüler der Architekten und wurden später oft zur Vervollkommnung ins Ausland geschickt. Da auf einem so lebensgefährlichen Posten ohne Übersetzer an kein Arbeiten zu denken war, mußte natürlich auch Härbel auf der Zuteilung eines solchen beharren [28].

---

[27] Brückner 515.

[28] Wie bizarr es zuweilen in den unteren Regionen des Petersburger Bauvölkleins zuging, erfahren wir aus einer Beschwerde, die Grabar (Ausl. Architekten 145) ausgegraben hat und zu der er folgendes bemerkt: Manche Schüler und Übersetzer hatten bei ihren Lehrmeistern ein schweres Leben; denn diese behandelten die Jünglinge oft nur als gewöhnliche Dienstboten, die sie unbedenklich zu allen Hausarbeiten heranzogen. Besonders unbeliebt hatte sich dadurch der deutsche Zeichner Braunstein gemacht, der als Schlüters Gehilfe nach Rußland gekommen war und sich nach dem Tode seines Herrn auch als Architekt betätigte.

Gegen ihn und seine Frau bringt nun 1723 einer seiner Schüler, ein gewisser Michail Petrow, bei der Baukanzlei eine Klage vor, wobei er darlegte, er sei 1715 durch den Zaren als Schüler der Architektur zu Braunstein gekommen und habe neun Jahre bei ihm verbracht. In dieser Zeit aber habe ihm sein Lehrer nur das Anfertigen von Kopien beigebracht; dafür habe er um so mehr Not gelitten, am meisten durch dessen Frau. Diese habe den Schülern Hausarbeiten aufgetragen und seinen Kameraden, der sich weigerte, sie zu verrichten, weggejagt. Er selbst aber, Michail, habe aus dem Dorfe Heu holen müssen, er habe die Öfen geheizt, die Hühner gefüttert, und die Pferde gewartet. Sie hätten auch das Feuer im Herde unterhalten müssen, den Tee gekocht und das Essen zubereitet. Er habe ferner den Kutscher gemacht und seinen Lehrer samt Frau selbst nach der Kotlininsel und Oranienbaum fahren müssen. Wenn nicht alles nach Wunsch gegangen sei, dann habe die Frau zur Strafe ohne Unterlaß gekeift, alles dem Manne geklatscht, der ihn dann mit einem Stock oder einem Seil geschlagen habe. Er schalt uns: «Was habe ich von euch? Geld für euch erhalte ich keines, deshalb müßt ihr für mich tun, was ich euch befehle!» Peter, dem daran gelegen war, daß seine Schüler etwas lernten, war erbost und befahl, den Fall zu untersuchen.

Was nun den Übersetzer angeht, so müssen wir anfügen, daß Härbel bis jetzt einen solchen besaß in der Person von Johann Blank, dem Sohne eines Hammermeisters, der in den Olonezker Fabriken tätig war. Johann war wohl in Rußland geboren worden, sprach beide Sprachen und hatte bis jetzt bei Matarnowi gute Dienste geleistet. Im Zusammenhang mit Härbel hören wir im Dezember 1719 zum erstenmal von ihm, und zwar als er am 21. d. M. der Baukanzlei eine Bittschrift einreichte, in der es u. a. hieß: «Die Hohe Obrigkeit möge mir erlauben, es bei dem oben genannten Architekten Erbel [sic] als Schüler und Übersetzer tätig zu sein und mir... eine Geldentschädigung zuzuerkennen», wobei er als «Ausländer aus Sachsen Johann Blank» unterschreibt [29]. Unmittelbar vor Beginn der neuen Bauzeit, am 23. März 1720, erhielt er dann folgenden Zuteilungsbefehl: «Dem Ausländer Iwan Blank wird befohlen, im Dienste des Zaren als Schüler und Übersetzer tätig zu sein. Es wird ihm... eine monatliche Entschädigung von fünf Rubeln zugebilligt [30].» Er trat diese Stelle an und unterschrieb in der Folge stolz als «Übersetzer der caesarischen Nation Iwan Blank *H. F. Blanck*».

Wenn Härbel also einen Übersetzer hatte, wie kommt er nun dazu, ein Jahr später wieder einen solchen zu verlangen? War ihm Blank etwa davongelaufen oder bat er einfach um zusätzliche Kräfte? Offenbar war das letztere der Fall, denn Johann war ein ordentlicher Junge, keiner aus der Menge jener Taugenichtse und Trunkenbolde, mit denen sich Senjawin herumärgern mußte. Überdies war Blank auch begabt, so daß sein Patron gewiß keine Veranlassung hatte, ihn wegzuweisen. Da Härbel im Sommer 1722 noch drei weitere Schüler beschäftigte – Aleksej Epifanow, Fedot Schanin und Stepan Schischkin [31] – muß es sich wohl um neu zuzuteilende Schüler gehandelt haben.

Soweit das sachliche Begehren Härbels. Die Art, wie er es vorbringt, ist freimütig, der Ton fest und bestimmt. Vielleicht hört man so etwas wie helvetischen Männerstolz vor Königsthronen heraus, gipfelt doch das Ganze in einem Ultimatum. So pflegten Schweizer im Ausland oft zu poltern. Gehört er also doch zu uns? Die servile Schlußfloskel darf uns nicht stutzig machen, denn sie war reine Formsache.

Eine Antwort ist nicht bekannt geworden. Doch muß sie günstig gelautet haben; denn Härbel blieb und bekam – wie wir sahen –

---

[29] Grabar, Geschichte III, 162 [3].
[30] Grabar, Ausl. Architekten 145.
[31] Grabar, Geschichte III, 163 [1].

weitere Schüler und Übersetzer. Wahrscheinlich wurde ihm auch alles Übrige zugeteilt, entwickelte er doch bald eine umfassende Tätigkeit, die uns einen Blick tun läßt ins Leben der sprunghaft wachsenden Residenz.

V.

In den Fußstapfen Matarnowis

Der Stil, in dem sich Peters Stadt erhob, stammte aus Holland, wie noch vieles, mit dem er seinen Untertanen die westliche Zivilisation mit östlicher Barbarei aufzwingen wollte. Niederländische Kultur und Lebensstil bestimmten das nördliche Europa so stark, daß die Ostsee damals beinahe als ein batavisches Meer gelten konnte.

Holländisch war auch die Bauart. Und zwar sind es Renaissanceformen, die sich nun im beginnenden Barock bauschen und schnörkeln. Aber diese Kunst des Südens ist nicht nur angefröstelt von der Kühle des Nordens und der Ruhe des Holländers, sondern auch behindert von der Plumpheit des Backsteins, mit dem es hier zu bauen galt. Das nahm dem neuen, siegesgewiß durch Europa ziehenden Stil das Feuer, milderte das Krause, und so tönte die Melodie des Barocks nur *con sordino*, als sie an der Ostsee vernommen wurde.

Diese nüchterne Schwester des Mittelmeeres, aus dessen Bereich das Barock ausgezogen war, hat in der Frische des baltischen Meeres nochmals gedämpft, was zu üppig aufschießen wollte und zu geziert über die kühlen Dielen der Hanseaten schritt.

In diesen ruhigen, klaren Linien erreichten dann die Amsterdamer und Danziger Barockformen auch die Newa. So bekam das erstehende Petersburg durch das Frühbarock Trezzinis und seiner Helfer immer mehr die Umrisse einer holländisch-baltischen Stadt, bis dann nach 1740 der Geist des halbasiatischen Hinterlandes durch Rastrelli wild in diese brave Nüchternheit schoß und die ganze Baukunst zu einem Barock fortriß, das den Schwung und das Überquellende des Südens mit der Wirbligkeit und Ungeheuerlichkeit des Ostens verband. Aber noch ist Rastrelli erst irgendein Schüler irgendwo im Süden, und so reihen sich am Newaufer in etwas steifen Reihen die Bauten, die mehr abweisend als einladend, ihr Bestes im Innern offenbaren. An ihnen werkte dann in frühbarocker Gelassenheit auch der aus dem Umkreis der Danziger Kunst stammende Matarnowi, und was dieser begonnen, führte hierauf im gemessenen Gleichschritt seines Vorgängers unser

Härbel weiter. War er wirklich ein Basler, dessen abwägende Zurückhaltung und kritischer Sinn ja so sehr an jene hanseatische Patrizier gemahnt, in deren Welt sich der nordische Frühbarock formte, dann mußte sich Härbel in diesem Stile wie ein Fisch im Wasser fühlen. Wenn er auch in dieser Kette, die von der Renaissance zum Barock hinüberleitet, nur ein Glied bildet, und so seine Arbeiten auch keine künstlerischen Offenbarungen versprechen, so erhellen sie doch nicht nur einen einzelnen Architekten, sondern eine ganze farbige Zeit.

Wohl eine der ersten Bauten, an denen unser Architekt zu werken hatte, stellte die sog. *Privatwerft* (1717–1722) dar [32]. Wir wissen, wie sehr Peter der Schiffsbau am Herzen lag: wollte er doch seinem Lande eine gewaltige Flotte schaffen. Als Karls XII. Niederlage und der rasche Ausbau Petersburgs seine Macht an der Ostsee verstärkten, genügte seinem Drängen die Arbeit der staatlichen Werft nicht mehr. Er spornte deshalb auch seine Würdenträger, Offiziere, Kaufleute und selbst die Kirche an, Schiffe zu bauen. Mit ihnen wollte er den russischen Handel auf den Meeren entwickeln, aber darüber hinaus auch eine Schiffsreserve schaffen, die im Kriegsfalle die Staatsflotte unterstützen konnte. So befahl er 1715, für die zivile Schiffahrt eine Privatwerft zu schaffen und beauftragte damit Matarnowi. Der Bau wurde zwei Jahre später begonnen und nach dem Tode des Entwerfers von Härbel fertiggestellt.

Wir haben es da mit einem zweistöckigen Verwaltungsbau zu tun, der in der Mitte die ganze einstöckige Anlage, die sich beidseitig hinzog, zusammenhielt und in jenem nüchternen Frühbarock aufgeführt war, welches der jungen Stadt das Gesicht gab. Der Mittelbau ähnelt ganz den Standardhäusern, die Trezzini für die Adeligen schuf. Den einzigen Schmuck stellt der turmartige Aufsatz dar, der, sich über dem Portal erhebend, lang und spitz in die Höhe sticht. Auch hierin macht sich wohl der Einfluß des Tessiners bemerkbar, der mit seiner berühmten Nadel über der Festungskirche dem Stadtbild jenen charakteristischen Zug verlieh, den es bis heute bewahrt hat, und der alle Türme verpflichtet, die sich in seiner Nähe zu erheben wagen [33]. Härbel hat mehrere Jahre an dieser Anlage gebaut und so wahrscheinlich viel Eigenes in den Entwurf seines Vorgängers hineinfließen lassen.

---

[32] Grabar, Geschichte III, 81 [1] und 83 (Abbildung).

[33] Über diesen bedeutungsvollen Turm cf. Grabar, Geschichte III, 49; 51 und 53. Lo Gatto II, 32 s.; Tafeln IV, VI, VII und VIII; Wulff, Die neurussische Kunst II, 3.

Vielleicht ist dies noch mehr bei einem weit bedeutenderen Bau der Fall gewesen, nämlich bei der *Isaakskirche* (1717–1727) [34], bei der unser Architekt ebenfalls das Erbe Matarnowis anzutreten hatte. Der Vorgänger hatte den Auftrag erhalten, an Stelle einer hölzernen eine steinerne Kirche zu errichten, eine Aufgabe, die er im August 1717 in Angriff nahm, und zwar in der Nähe der Admiralität an der Großen Newa. Es gelang ihm aber nur das Fundament zu legen, worauf dann Härbel den Bau in die Höhe führte [35]. Dabei erschloß sich ihm ein dankbares Gebiet, konnte er doch auch Persönliches in die Ausführung eines Planes hineinlegen, den er selbst unterschrieben hatte.

Es handelte sich um eine langgestreckte, dreischiffige Basilika, an deren Westseite sich ein hoher, spitzauslaufender Turm erhob und über deren Vierung sich eine Kuppel wölbte [36]. Wir erkennen hierin unschwer Trezzinis Baugedanken wieder, der eben daran war, in der Festungskirche Gestalt anzunehmen und damit Petersburg jenen ersten frühbarocken Kirchenbau bescherte, der Peters Schöpfung grundlegend vom byzantinisch überkuppelten Moskau schied. Fortan kehrt nun die Idee des Tessiners immer wieder und bezwingt mit hypnotischer Gewalt viele Nachfolger, unter denen sich – wie an diesem Beispiel ersichtlich ist – auch Matarnowi und Härbel befinden [37]. Bekannt wurde dieses Gotteshaus, das dem Hl. Isaak-Dalmazkij geweiht war, auch durch das Glockenspiel, das um 25 000 Rubel in Amsterdam erworben worden war [38]; denn der Zar wollte in seinem «Paradies» das geliebte holländische Vorbild nicht nur sehen, sondern auch hören.

War es Härbel bei der Isaakskirche nicht mehr vergönnt gewesen, den Innenausbau zu leiten, so bekam er eine solche Aufgabe beim sog. *Zweiten Winterpalast* [39], der 1716 begonnen worden und dessen auf die Newa gehende Fassade zwei Jahre später vollendet war, worauf sich der Architekt noch im Jahre 1718 dem Innern widmen konnte. Das kleine Palais kam auf den Platz zu stehen, auf dem später das Ermitagentheater errichtet wurde. Es ist ein schlichtes zweistöckiges Gebäude, dessen mittlerer Teil etwas vorsprang, und das mit seinem sparsamen Schmuck den zarten Frühling des

---

[34] Grabar, Geschichte III, 13; 23 (Bilder) und 82 (der von Härbel unterzeichnete Plan).

[35] Lo Gatto (II, 49) stellt die Sache so dar, als habe Härbel den Bau der Kirche begonnen; in Wirklichkeit aber war es Matarnowi.

[36] Zabel, St. Petersburg, Abb. 78.

[37] S. Anmerkung 33.

[38] Brückner 548.

[39] Grabar, Geschichte II, 79 s. 80 (Plan), 81 (Abbildung).

Barocks verriet. Der Zar hatte diesen Sitz für seine Gemahlin bestimmt, womit «Petruschka» seiner Katerinuschka etwas mehr Bequemlichkeit verschaffen wollte, hatte sie sich doch bisher an der Seite ihres kopeikenspaltenden Herrn mit ganz einfachen Wohnstätten zufrieden geben müssen. Er wird sie bald zur Kaiserin ausrufen, da brauchte sie mehr Glanz, als sie in den Stuben traf, in denen er eigenhändig seine Strümpfe zu stopfen pflegte.

Je länger die Regierungszeit des Zaren dauert, desto bewegter werden die Linien des petrinischen Barocks. Ein deutliches Beispiel bietet uns da die sogenannte *Kunstkammer* (1718–1725) [40], die Peter um das Jahr 1716 zu bauen befahl. Schon lange hatte er sich mit dem Plane getragen, auf seiner «heiligen Erde» auch den Wissenschaften eine Heimstatt zu bereiten und so bekam Matarnowi den Auftrag, Pläne für einen Prachtsbau zu entwerfen, der eine Akademie, ein Museum und eine Bibliothek zugleich beherbergen sollte.

Der Entwurf des Deutschen sollte einem Prunkstück von Palast das Leben geben. So baute er in der Mitte einen achteckigen Turm auf, der, sich in vier Stockwerken verjüngend, die Seitenflügel um das Doppelte überragte. Vor- und Rückwand sollten sich da nicht steif in einer Geraden strecken, sondern durch Einbuchtung die lange Front beleben. Diese selber dehnte sich in zwei Flügeln vom verbindenden Turm weg und führte beidseitig zu einer Fassade, die mit einem beschwingten Dachaufbau schließt, mit dem sich das Barock schon kecker ans Licht wagt.

Der Turm bedeutete für Petersburg etwas ganz Neues, und wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, Schlüters in Berlin aufgeführter Münzturm habe Matarnowi vorgeschwebt. Obwohl Schlüters Werk ein unglückliches Ende nahm, so begeisterten sich doch die Baukünstler immer von neuem dafür, offenbar auch Matarnowi.

Doch konnte sich der Deutsche nicht lange seinem Werke widmen: im Juni 1718 hatte er mit dem Fundament begonnen, und als er anderthalb Jahre später starb, mußte Härbel auch hier seine Arbeit weitertreiben. Er tat dies mit Eifer, denn bereits nach fünf Jahren war das weitläufige Gebäude unter Dach. Was unser Architekt während der Bauzeit von sich hinzufügte, ist nicht mehr festzustellen; wir wissen nur, daß die Kunstkammer als das schmuckste Gebäude Petersburgs gepriesen wurde. Härbel hatte also wahrscheinlich den ursprünglichen Plan immer mehr dem kühnere Formen annehmenden Barock angeglichen. Beweisen läßt

[40] Grabar, Geschichte III, 76, 77 und 79 (Abbildungen). – Wulff II, 4 (Abb.). – Lo Gatto berichtet (II, 48), Härbel habe auch diesen Bau begonnen; aber diese Ehre darf Matarnowi für sich beanspruchen.

es sich nicht; denn was nach vielen Ab- und Umbauten davon erhalten blieb, gleicht einer Braut, der man Stück um Stück das Geschmeide genommen. So fehlt dem Turme der beschwingte Abschluß und den Seitenfassaden die barocke Festlichkeit. Was da grau und griesgrämig vor sich hin in die Newa blickt [41], ist nur noch der trübe Werktag nach einem rauschenden Fest.

In jenen Zeiten muß das anders gewesen sein, denn der Zar tat alles, um diesen Sitz der Wissenschaften zu schmücken, mit «Raritäten und Kuriositäten» zu bereichern und mit Besuchern zu füllen. Das letzte war allerdings das schwierigste; denn seine Russen ließen ihn auch hierin im Stich, so daß er ihnen schließlich Erfrischungen versprach, wenn sie kämen – Kaffee, Wein und Wodka natürlich [42].

Die Blütezeit dieses Palastes hat Härbel nicht mehr erlebt; denn als das Gerüst fiel, war seine Zeit um. Den Innenausbau begann der erfahrene Chiaveri (1689–1770), und als dieser – wahrscheinlich schon 1727 – nach Warschau ging, mußte schließlich der aus Kolmar stammende Johann Jakob Schumacher (1701–1767) einspringen [43]. Dieser war Härbels Gehilfe gewesen, kannte also den Bau, deshalb – und wohl auch, weil sein Bruder Johann [44] als Sekretär der Akademie dort einen bestimmenden Einfluß ausübte – wird er mit der Vollendung eines Werkes betraut worden sein, das man für gewöhnlich nicht flaumigen Jünglingen anvertraut. So steht Härbel mitten in einem Werke, das Deutsche, Schweizer, Italiener und Elsässer benötigte, um in Rußland den Wissenschaften ein Heim zu bereiten.

So war es nun einmal hier: der Zar erzwang mit Hilfe der Ausländer eine Stadt, von der seine Untertanen nichts wissen wollten. Um seine Getreuen zu zählen, genügten ihm seine Finger vollauf. Und selbst auf diese winzige Gruppe war kein rechter Verlaß. Auf wen konnte der Zar da noch bauen? Als einer der zuverlässigsten erwies sich Jaguschinskij, der unsere Aufmerksamkeit verdient, weil Härbel auch für ihn zu bauen hatte.

Dieser wird wohl auf dem Umwege von Matarnowis Nachlaß zu Jaguschinskij gekommen sein, gibt er doch an, er habe den Bau zu Ende zu führen. Welcher Art dieses Gebäude war, ist weiter nicht bekannt, dafür kennen wir um so besser den Bauherrn, in dessen Gesellschaft wir nun Härbel während einigen Jahren treffen.

---

[41] Wulff II, 4 (Abb. 3).

[42] von Stählin, Anekdoten 80; Brückner 546.

[43] Grabar, Geschichte III, 88 f.

[44] Über diesen nicht gerade erfreulichen Herrn, der die Gelehrten oft sehr bürokratisch behinderte, cf. Spieß, Leonhard Euler, S. 68 f.

Paul Iwanowitsch *Jaguschinskij* (1683–1736) [45], ursprünglich in Litauen zu Hause, war der Sohn eines bescheidenen Organisten, der später Siegrist der lutherischen Gemeinde in Moskau wurde. Wie er an die Seite Peters kam, wissen wir nicht. Er ist einer jener typischen Emporkömmlinge, die es durch ihre nie erlahmende Arbeitskraft, Findigkeit und grenzenlose Hingabe verstanden haben, Verschworene des Zaren zu werden, der seine Mitarbeiter selbst von der Straße holte, wenn sie nur ihm und seinem Werke ergeben waren. Der Gossudar konnte ihn gut gebrauchen, als er im Jahre 1722 das Amt eines Generalprokurators schuf, der an der Spitze einer ganzen Armee von Aufpassern die Pflicht hatte, den Staatsapparat und das Tun der *tschinowniki* zu überwachen. Jaguschinskij rückte damit in die Nähe des Zaren, dessen Stellvertreter er in der Verwaltung wurde. Diese Ernennung bedeutete nichts anderes als einen Verzweiflungsakt, denn Peters riesige Staatsmaschine drohte in einem Meer von Korruption zu versinken. Zuerst hatte der Zar durch persönlichen Terror versucht, das Schlimmste zu verhüten, aber als alles Wüten nicht half, mußte Jaguschinskij eine Gegenmaschine erfinden, die alle Missetäter zermalmen sollte. Doch kannte der neue Gewalthaber seine Russen, antwortete er doch dem Zaren, der verlangt hatte, alle zu hängen, die auch nur den Wert eines Strickes stahlen: «Wollen Ew. Majestät allein im Staate zurückbleiben? Wir alle stehlen: die einen mehr und plumper, die anderen weniger und geschickter» [46].

Das war eben in dieser Zeit, in der Härbel für Jaguschinskij tätig war, wodurch unser Architekt einen tiefen, wenn auch unerfreulichen Einblick in Peters Staatswesen erhielt.

VI.

Auf eigenen Füßen

Viel lieber als die Bauten, die Härbel zu Ende führen mußte, mochten ihm jene sein, mit denen er sich als selbständiger Architekt hervortun konnte, und besondere Genugtuung mag er wohl empfunden haben, als ihn der Hof mit dem Bau des *Marstalls* (1720–1724) [47] beauftragte. Diese Aufgabe verdankte unser Baukünstler der Zuneigung Peters zu seiner Katerinuschka, plante doch der Gossudar, sie als voll berechtigte Zarin auf den Thron zu heben. Vorher aber mußte er darauf bedacht sein, deren niedrige

[45] Russkij Archiv 1865, Nr. 3. – Brockhaus-Efron 81, 490. – Stählin, Geschichte Rußlands II. – Brückner 505 (über Jaguschinskis Amt), 509 (über dessen Wirken).

[46] von Stählin, Anekdoten, 135 f. – Brückner 509.

[47] Grabar, Geschichte III, 82 [3] und 85 (Abb.).

Herkunft vergessen zu machen, was er durch die Pracht versuchte, mit der er sie von nun an umgab. Ob er es getan hätte, wenn er gewußt, daß auch sie mehr an sich nahm als «der Wert eines Strickes» betrug und ihn mit Menschikow, seinem «Herzenskind», auch sonst noch betrog? Zu Beginn der Zwanzigerjahre schien ihm das noch verborgen zu sein, und so umgab er sie mit einem Luxus, der schließlich auch nach einem Marstall rief.

Es handelt sich hierbei um die bedeutendste Arbeit, die Härbel nach eigenem Plan baute. Der Marstall kam auf das sog. Kap Moiki zu stehen und mußte dessen Geländeformen angepaßt werden. Der Architekt sah sich deshalb gezwungen, zwei lange Flügel zu erstellen, die sich in einem stumpfen Winkel begegnen. Um der Fugstelle das Heikle zu nehmen, errichtete er dort einen Mittelbau, der sowohl nach vorne wie nach hinten eine Torfassade erhielt. Besondere Sorgfalt verwendete er auf die zur Newa führende Porte, über die er eine Kuppel wölbte, die von einem sich auftürmenden, vergoldeten Pferde gekrönt war. Wenn Härbel damit auch die beiden winkelförmig aufeinanderstoßenden Flügel in origineller Weise verband, so konnte er es trotzdem nicht verhindern, daß der Verbindungsbau plump und schwerfällig wirkte.

Schwierigkeit bereitete auch der Baugrund, der versumpft war, und den kein Architekt bezwang, der gleichzeitig nicht auch Ingenieur war. So mußte Härbel vor allem einmal einen tragfähigen Rost herstellen, was er gleich 1720 durch Einrammen von Pfählen bewerkstelligte. Darauf kamen, da Katharina drängte, trotz der furchtbaren Überschwemmung, die im Frühjahr 1721 Peters Schöpfung ins Meer hinauszutragen drohte, gleich auch das steinerne Fundament und die Mauern. Alles ging so rasch, daß bereits 1723 der Bau zur Hauptsache beendet war.

Über die Innenausstattung berichtet der Holsteiner Berchholz, der um diese Zeit in Petersburg weilte und bei dieser Gelegenheit auch das neue Pferdeparadies einer Kritik unterzog. Er kreidete Härbel die Fülle von Licht an, das durch eine Doppelreihe von Fenstern hereinströme, die weit unter die Köpfe der Tiere reiche und diese damit scheu mache. Auch die vielen steinernen Pfeiler gefallen ihm nicht, die, sich durch die Mitte der Ställe hinziehend, nicht erlaubten, beide Pferdereihen gleichzeitig zu überblicken [48].

---

[48] Grabar, Geschichte III, 82. – Da es Härbel nicht vergönnt war, die ganze weitläufige Anlage zu bauen, mußten nach seinem Tode andere einspringen, u. a. auch Trezzinis 1710 in Petersburg geborener Sohn Pietro Antonio, der zwischen 1736 und 1746 die Amtsgebäude des Marstalles errichtete (cf. Korolkow 28). Als dann am Ende des Jahrhunderts eine Erneuerung notwendig geworden war, wurde ein weiterer Tessiner, Luigi Rusca (1756–1822) aus

Der Marstall ist nicht die einzige Arbeit, die in dieser Zeit Härbels Gedanken gefangennahm; denn Peter sah in seinen ausländischen Fachleuten nur Handlanger, die ihm Tag und Nacht zur Verfügung stehen mußten. So gilt es jetzt den *Kollegien* [49], einer Art Ministerien, die der Zar im Jahre 1718 zusammengestellt hatte und welche die Verwaltung seines Reiches erleichtern sollten, eine würdige Heimstatt zu geben. Zu diesem Zwecke hatte Trezzini auf der Basiliusinsel das Fundament für einen Monumentalbau legen müssen, und am 3. Juni 1723 befahl der Gossudar dann seinen bewährtesten Architekten, die Fassade dafür zu entwerfen. Es ist nun für das Ansehen Härbels bezeichnend, daß er ebenfalls dazu aufgefordert wurde, und sich so neben der ersten Architektengarnitur, über die der Zar damals verfügte, am Wettbewerb beteiligte. Es bedeutet keine Unehre, daß sein Entwurf nicht durchdrang, gingen doch selbst Größen wie Michetti und Schwertfeger leer aus [50].

Kaum war diese Arbeit getan, so verlangte der Zar eine neue – nämlich den Plan für eine *Kirche* [51], mit der er den Platz vor den Kollegien schmücken wollte, weshalb sich die namhaftesten Petersburger Architekten wiederum ans Werk machen mußten. Auf diesen Wettbewerb bezieht sich wohl auch jene Härbelsche Kirche, deren Ansicht Grabar aus dem Dunkel der Archive hob. Unser Architekt sah ein langgestrecktes, kreuzförmiges Gotteshaus vor, das über der Vierung eine sterngeschmückte Kuppel trug und an der Stirnseite von einem jener hohen spitzen Türme überragt wurde, die Peter so närrisch liebte. Dieser Turm hätte wie ein Zwilling zu Trezzinis berühmter Nadel hinübergegrüßt, mit welcher der Tessiner von der Peterpaul-Festung aus heute noch das Gesicht der Stadt formt [52]. Auch sonst verriet die ganze Anlage eine enge geistige Verwandtschaft mit Trezzinis Kathedrale, und vielleicht hat diese fatale Ähnlichkeit die Ausführung von Härbels Projekt verunmöglicht.

Er wird ob dem Davonschwimmen dieser Felle nicht besonders betrübt gewesen sein; denn auch so konnte er sich nicht der Arbeit erwehren; war doch da auch noch dem Admiral *Iwan Michailowitsch Golowin* († 1737) [53] ein Sitz zu errichten. Ein ehrenvoller Auftrag,

---

Agno (bei Lugano), damit beauftragt, der von 1799 bis 1804 damit beschäftigt war (cf. Grabar, Geschichte III, 477 [1]).

[49] Grabar, Geschichte III, 56 [1] und 57 (Abb.); Lo Gatto II, Tafel III.

[50] In diesem Wettbewerb siegte Trezzini, der bis 1732 an dem riesigen Bau werkte (cf. Grabar, Geschichte III, 56).

[51] Grabar, Geschichte III, 83 und 95. – Grabar (Ausl. Architekten) bringt in einer Beilage eine Ansicht dieser Kirche.

[52] S. Anmerkung 33.

[53] Brockhaus-Efron 17, 70.

denn sein neuer Bauherr war einer jener zwei Golowins, die 1697 den jungen Zaren im Auslande begleiteten und mit ihm auf der Amsterdamer Werft Schiffe zimmerten. Im Nordischen Kriege befehligte Iwan Michailowitsch Flottenverbände, die sich mit den Schweden herumschlugen, und 1722 begleitete er den Gossudar in den Persischen Krieg. Golowin gehörte zu den Treuesten seines Herrn, und es bedeutete somit eine Auszeichnung, für den einflußreichen Günstling bauen zu dürfen.

Eine noch schmeichelhaftere Ehrung bedeutete es, von *Praskowja Feodorowna* (1664–1723) [54] einen Auftrag zu erhalten. Aber es war nicht ungefährlich, in den Kreis dieser Zarin zu treten, handelte es sich doch um die Witwe von Peters Stiefbruder Iwan Aleksejewitsch, der seinerzeit zusammen mit ihm regiert hatte und 1696 gestorben war. Sie kam also aus einer Umgebung, in der man Peters Reformen spinnefeind war. Kaum imstande zu lesen und zu schreiben, lebte sie in einem solchen Netz von Aberglauben und Vorurteilen, daß ihr reformbesessener Schwager von ihrem Hofe behauptete, er «stelle ein Spital von Mißgeburten, Bigotten und Scheinheiligen» dar. Da die Altrussin aber wenigstens ihren Töchtern die Bildung der Zeit nicht ganz vorenthielt, sah Peter über manche ihrer Schwächen hinweg, ließ sie aber scharf überwachen, um vor Überraschungen sicher zu sein. Daß da auch Baukünstler leicht ausrutschen konnten, zeigt das Beispiel Eropkins, der, zwanzig Jahre später in eine Verschwörung verwickelt, den Kopf verwirkte.

Härbel bewegte sich also auf einem glitschigen Parkett, als er für diese ewig nörgelnde Hoheit einen Palast zu errichten hatte. Dieser erhob sich am Newaufer, und zwar unmittelbar neben der Kunstkammer, dort, wo später das Zoologische Museum der Akademie hinkam. Hatte Härbel an der Paradestraße der Newa mit der Kunstkammer den Gedanken eines Andern Stein werden lassen, so durfte er nun sein eigenes Werk an den Strom stellen – allen zur Schau.

Zusammen mit seinen übrigen unzähligen Arbeiten zeigt der Palast der Zarin Härbel nun in voller Fahrt. Er hat als Vollender der Matarnowischen Arbeiten seine Sporen verdient und mit eigenen Bauten sein Talent bewiesen. Er mißt sich nun mit den Tüchtigsten seines Faches, und selbst der Hof steht ihm offen, eine unerläßliche Bedingung für eine große Laufbahn. Aber schon ist diese zu Ende, vernehmen wir doch, er sei bereits im September 1724 verstorben. Was war da geschehen?

---

[54] Brockhaus-Efron 48, 954. – Cf. ferner M. J. Semewskis Monographie, die 1883 in zweiter Auflage erschien (russ.).

VII.

Härbels Tod und Vermächtnis

Die Nachricht von Härbels Tod erhalten wir auf einem Umweg: durch eine Eingabe seiner Witwe, die im Jahre 1725 um Auszahlung einer ihrem verstorbenen Manne noch zustehenden Summe bittet [55]. Die Baukanzlei hatte – was oft vorkam – zu Lebzeiten des Mannes das volle Gehalt gar nicht ausbezahlt und versuchte nun, sich der vertraglich festgelegten Pflicht durch den Einwurf zu entziehen, der Verstorbene habe durch eine nachlässige Bauführung den Staat benachteiligt, weshalb man sich nun an Härbels Restforderung schadlos halten müsse. Insbesondere an der Kunstkammer und der Isaakskirche hätten sich Risse gezeigt. Die Witwe wehrte sich mit dem Hinweis, nicht ihr Mann, sondern Matarnowi habe die Pläne zu diesen Bauten entworfen, die Fundamente gelegt und das Aufführen der Mauern begonnen.

Die Tatsache, daß Senjawin Gegenforderungen stellte, beweist noch nicht, daß er auch das Recht dazu besaß. Es war gut möglich, daß die Schuld beim Entwurf zu suchen war oder bei dessen nachlässiger Ausführung durch die Arbeiter, die ja ohnehin kein Interesse am Gelingen ihres Werkes hatten. Der Vorwurf der Baukanzlei konnte auch nur eine Finte betrügerischer Bürokraten sein, kennt doch die Petersburger Baugeschichte Schurkereien dieser Art genug. Schade, daß wir den Ausgang der Affäre nicht kennen.

Auch über Härbels Krankheit und Tod erfahren wir nur, daß der Architekt im Frühjahr 1724 erkrankte, im Mai seine Arbeiten Chiaveri überlassen mußte und im September starb.

Die Ursachen seines Hinschieds konnten in jener übermäßigen Beanspruchung der Kräfte liegen, wie sie in seiner Bittschrift aus dem Jahre 1721 zutage trat. Die Last war unterdessen eher noch drückender geworden, da Peter gegen Ende seines Lebens immer härtere Anforderungen stellte, war doch auch der ausländische Baumeister für ihn lediglich ein Werkzeug, das er so wenig schonte wie seine eigenen Untertanen. Kein Wunder, daß sie so rasch dahinstarben: Schlüter schon nach einem Jahr, Leblond nach kaum drei, Matarnowi nach fünf Jahren, um nur die bekannteren zu nennen, die der Zar wie edle Renner zu Tode ritt [56]. Wer die-

---

[55] S. Russisches biogr. Lexikon, Moskau 1914, S. 492 f.

[56] Was auch noch später ein einziger Architekt zu leisten hatte, erhellt am Beispiel des russischen Baukünstlers Semzow (1688–1743), nach dessen Tode vierzehn Bauleiter bestellt werden mußten, damit dessen Arbeit zu Ende geführt werden konnte. (Grabar, Geschichte III, 162).

sem Unheil entrinnen wollte, der entwich nach kurzer Zeit ins Ausland wie Michetti und Chiaveri. Es war ein Rätsel, daß es ein Schwertfeger siebzehn Jahre lang aushalten konnte, und die einunddreißig des unverwüstlichen Trezzini muten schon gar wie ein Wunder an; denn war man glücklich dem Gossudar entronnen, dann erlag man dem Klima.

Wir meinen damit nicht nur all die Widerstände, die eine erbarmungslose Natur den Bauleuten entgegensetzte, besonders den aus dem warmen Süden zugewanderten, sondern jenes moralische Klima, das vom Volke in heimlicher Auflehnung gegen alles geschaffen wurde, was ihr Zar tat, und das die Arbeit in Petersburg zu einer wahren Qual machte. Halten wir noch die Schwierigkeiten dazu, die Sprache, Glaube, Sitte, Ernährung und das Fehlen jeglicher Hygiene dem Ausländer bereiteten, dann müssen wir nicht lange nach den Ursachen suchen, die Härbel vor der Zeit ins Grab warfen.

Sein Nachfolger wurde ein Italiener – Gaetano Chiaveri. Dieser, 1689 in Rom geboren, weilte wahrscheinlich schon seit 1718 in Petersburg, wo er sich anfangs als Gehilfe Michettis betätigte, aber dann immer selbständiger auftrat, so daß 1724 der begabte Architekt befähigt war, Härbels Nachfolge anzutreten. Er machte sich besonders um die Beendigung des Palastes für die Zarin Praskowja Feodorowna und der Kunstkammer verdient. Aber Chiaveri blieb nicht lange, ging er doch – vermutlich bereits 1727 – an den polnischen Hof nach Warschau, kam von dort nach Dresden, wo er 1738 die Hofkirche begann, die als eines der bezauberndsten Baudenkmäler der Barockzeit berühmt geworden ist [57].

Was hat nun Härbel hinterlassen? Welche Stellung nimmt er unter den petrinischen Architekten ein? Welche Bedeutung kommt ihm für die bauliche Entwicklung Petersburgs zu?

Wer sich an die Beantwortung dieser Fragen macht, der muß sich vor allem das Schicksal vor Augen halten, das Härbel so schlecht gesinnt war: es war ihm nicht mehr als eine Anlaufszeit gegönnt, in der er überdies in der Hauptsache nur die Pläne und halbwüchsigen Bauten eines andern zu übernehmen hatte, und was er selbst geplant, das konnte er nicht zu einem glücklichen Ende führen. Er hat Begonnenes übernommen und das Eigene unvollendet hinterlassen. Sein ganzes Werk ist somit ohne Anfang und Ende. Grundstein und Schlußstein legten andere – jenen Matarnowi, diesen Chiaveri – und ihm zwischendrin ward weder die Ehre,

[57] Freckmann, K., Die Hofkirche zu Dresden, 1929. – Grabar, Geschichte III, 153 f.

die man den Plänen zollte, noch das Lob, das dem vollendeten Werk gespendet wurde. Er begann mit gebundenen Händen, und noch bevor er sie recht den Fesseln entwunden hatte, erschlafften sie im Tode.

Dies ist um so bedauerlicher, als ja nur Härbels Wirken in Rußland bekannt ist, und er nicht auf einen Ruf hinweisen kann, den er sich schon vorher im Ausland erworben hatte oder den er sich dort noch erwerben könnte. Unser Architekt kennt nicht den Vorteil Schlüters, der bereits vorher berühmt war und auch nicht die Gunst, die nachher Chiaveri berühmt machte.

Wenn wir uns dies vor Augen halten und dazu noch bedenken, daß dem eben erst Zugereisten die Nachfolge eines anerkannten Baukünstlers übertragen und er nach wenigen Jahren für würdig befunden wurde, mit solchen Größen wie Trezzini, Michetti und Schwertfeger in Wettbewerb zu treten, so spricht dies eine deutliche Sprache. Unser Architekt wurde dadurch mit einem Vertrauen geehrt, dem leider die Zeit versagt blieb, sich zu rechtfertigen. So ist Härbel als unerfüllte Hoffnung in die Petersburger Baugeschichte eingegangen [58].

Aber nicht all sein Wollen und Können ist mit ihm dahingegangen: manches ist in jenem Iwan Blank fruchtbar geworden, der nach Matarnowis Tod zu ihm gekommen war und während einigen Jahren als Schüler bei ihm lernte. Fleißig wie er war und nicht unbegabt, entwickelte er sich – zusammen mit Semzow als einziger aus der Gilde der Übersetzer – später rasch. 1734 nennt er sich «Architekt-Gesell», und vier Jahre später beginnt er in Zarskoje Sselo bei Petersburg eine Kirche, die Trezzinis Baugedanken der Festungsbasilika nun auch vor die Tore der Stadt trägt. Von 1742 an begegnen wir dem aufstrebenden Blank, der schon Jahre vorher den Titel eines Architekten erworben hatte, in Moskau, dem er fortan treu bleibt. Sein Werk wird dann nach seinem Tode von seinem Sohn Karl Iwanowitsch fortgeführt, der dort in der Schule des Fürsten Ychtomskij eine tüchtige Lehre durchmachte und unter Katharina II. (1762–1796) ein gesuchter Architekt wurde.

---

[58] Bemerkenswert, daß Härbel auch eine literarische Figur wurde, und zwar um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Nestor Kukolniks Roman «Zwei Iwane, zwei Stefane, zwei Kostylkowe». Auch in der «Erzählung vom blauen und gelben Rock» spielt unser Architekt eine Rolle. S. Russ. biogr. Lexikon S. 493. Kukolnik (1809–1868) war leider nicht der rechte Mann, um Härbel ins rechte Licht zu setzen, gestaltete doch seine schnellfingrige Muse den Stoff meist nur obenhin, so daß seine – romantisch angehauchten – Werke heute fast ganz vergessen sind. Immerhin lohnt es sich festzuhalten, daß Kukolnik einer der ganz seltenen russischen Schriftsteller ist, der eine aus der Schweiz zugewanderte Person in die Literatur seiner Heimat brachte.

Doch das Beste, das Härbel hinterließ, war seine *Familie*. Es stand zwar nicht in den Sternen geschrieben, daß es so sein müsse, zogen doch die meisten Architekten, vorab unsere Tessiner, vor, dieses Land, dessen ungastliches Klima in einem schreienden Gegensatz stand zu seinem gastlichen Volke, so bald als möglich wieder zu verlassen. Was die Witwe bewogen haben mag, dieser Unwirtlichkeit und den Schikanen der Bürokraten zu trotzen, entzieht sich unserer Kenntnis. Bekannt ist nur, daß sie blieb, womit Rußland zu einem Geschlecht kam, das sich bis ins 20. Jahrhundert hinein in immer neuen Generationen um die neue Heimat verdient machte, die sie bald zu den Seinen zählte und ihre vielseitigen Verdienste mit der Erhebung in den Adelsstand belohnte [59].

Die Reihe dieser Persönlichkeiten beginnt gleich mit dem Sohne *Rudolf*, den die Russen *Rodion Nicolajewitsch* nannten. Er soll 1716 in der Schweiz geboren worden und im zartesten Alter mit den Eltern nach Rußland gekommen sein, trat mit fünfzehn Jahren ins Ingenieurkorps der Armee ein und zeichnete sich dann im Siebenjährigen Krieg so aus, daß er, der geborene Festungserstürmer, bereits 1762 zum Generalmajor aufgerückt war. Nach dem Friedensschluß stand er bis 1774 als Generalleutnant dem Ingenieurkorps vor und machte auch noch den Feldzug gegen die Türken mit, denen 1770 nach seinem Plane Bender entrissen wurde. Als ihn 1774 seine geschwächte Gesundheit zum Rücktritt zwang, schenkte ihm Katharina II. das im Kreise Jamburg gelegene Gut Koloschinza, das er zusammen mit den 700 ihm überschriebenen Seelen neuzeitlich bewirtschaftete. Bei dieser Arbeit überraschte ihn am 3. Dezember 1780 der Tod, der einem unermüdlichen Werken ein Ende setzte [60].

Seine Arbeit setzten seine beiden Söhne Gustav und Vasilij fort. Leider wissen wir von dieser Generation nur, daß auch sie dem Kriegshandwerk zugetan war: Gustav brachte es bis zum Generalleutnant der Artillerie, der 1808 gestorbene Vasilij zum Brigadier einer nicht näher bezeichneten Waffe [61].

Um so zahlreicher fließen dafür die Nachrichten über Gustavs Sohn *Karl*, der, bei der gleichen Waffe dienend, es bis zum Range seines Vaters brachte. Geboren am 3. Juli 1788 machte er alle die Feldzüge mit, in die Napoleon Rußland gerissen hatte: so war er 1813 auch bei Leipzig dabei und erhielt neben russischen auch einen

---

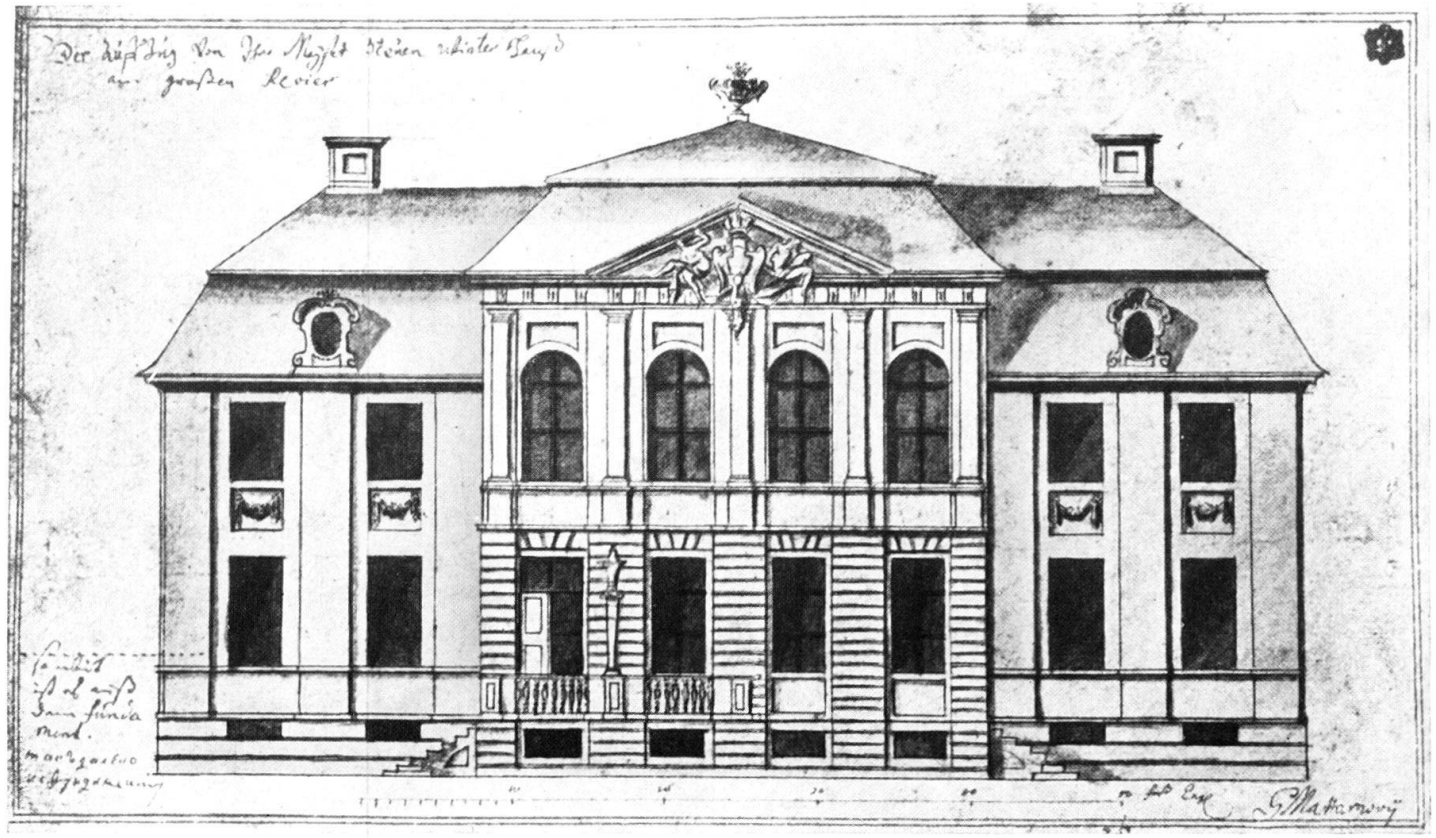
[59] Die Gerbel finden sich im 3. Teil des Petersburgischen Adelsbuches (Gerbownik V, 134). – S. Brockhaus-Efron 15, 453.

[60] Russ. biogr. Lexikon S. 493 f. – Brockhaus-Efron 15, 453. – Thieme XV, 439.

[61] Russ. biogr. Lexikon S. 494.

Die Isaakskirche (1717–1727)

Auch diesen Bau hatte Härbel von Matarnowi, der 1719 gestorben war, zu übernehmen. Sein Anteil muß bedeutend gewesen sein, trägt doch der in der Petersburger « Eremitage » aufbewahrte Grundriß seinen Namenszug. Dieser Plan entspricht weitgehend dem der Trezzinischen Peterpauls-Kathedrale (1714–1723), vor allem auch der Turm, der in Rücksicht auf den Geschmack Peters des Großen ebenfalls hoch hinaufgetrieben werden mußte (Cf. S. 126).

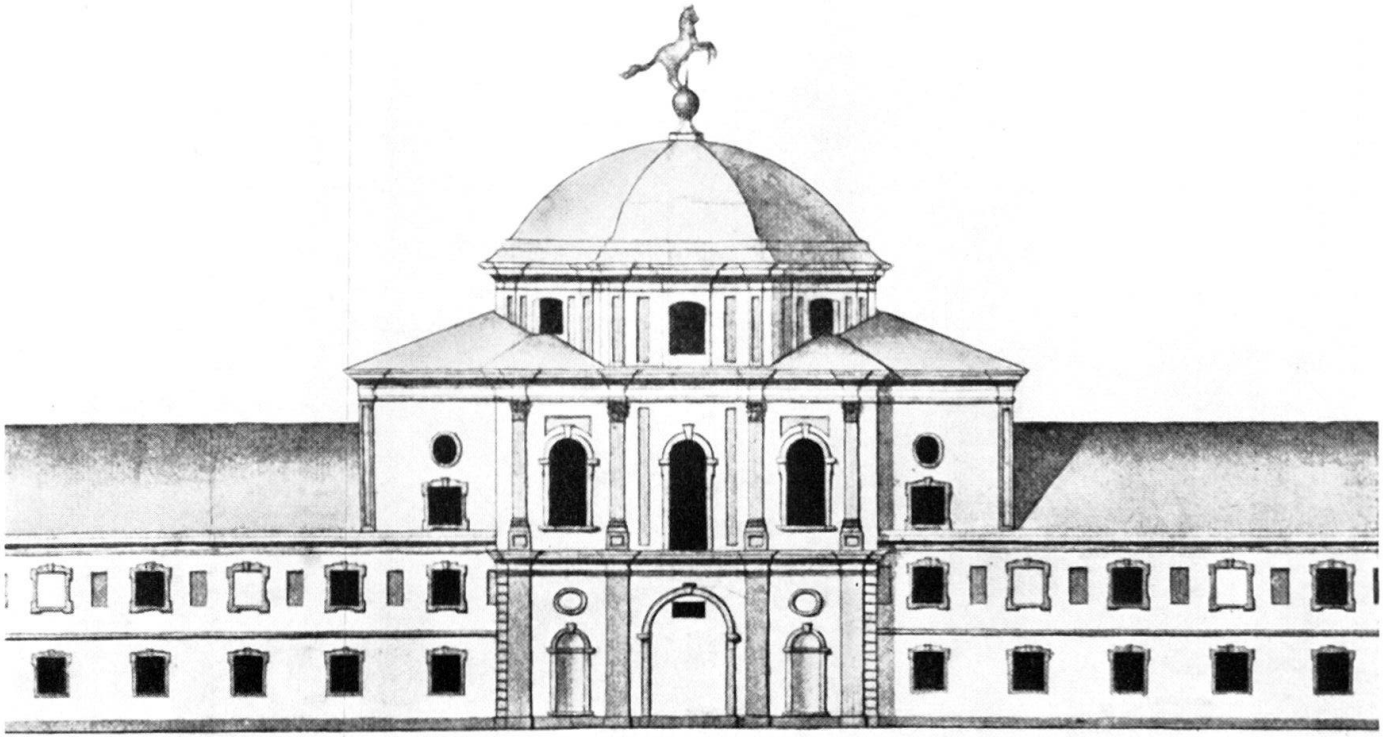


Der zweite Winterpalast (1716–1720)

Das von Matarnowi geplante und begonnene kleine Palais wurde nach 1719 von Härbel zu Ende geführt, dem wir vor allem den Innenausbau verdanken. Nach der Plansammlung der «Eremitage» handelt es sich architektonisch um eine Weiterbildung des Bauschemas, das 1714 Trezzini in einem leisen Barock für Adelssitze entworfen hatte (Cf. S. 126f.).

Die Kunstkammer (1718–1725)

Dieser Prachtsbau wurde von Matarnowi entworfen und nach dessen Tode (1719) von Härbel weiter entwickelt und erbaut. Zwischen den Flügeln sticht der verbindende Mittelbau hervor, der dem 1706 in Berlin mißlungenen «Münzthurm» Schlüters in St. Petersburg zum Leben verhelfen sollte. Die «Kunstkammer» ist das einzige Bauwerk Härbels, das erhalten blieb (Cf. S. 127 f.).



Der Marstall (1720–1724)

Hier haben wir es mit dem einzigen Gebäude zu tun, das Härbel planen *und* bauen konnte. Nach den Plänen, die früher im Hofministerium lagen, war dies eine schwierige Aufgabe, zwang doch das Gelände, zwei in einem stumpfen Winkel sich begegnende Flügel zu verbinden, was der Architekt durch den hier abgebildeten Kuppelbau tat (Cf. S. 129 f.).

preußischen Orden. 1828 wurde er für seine tapfere Haltung bei Warna gegen die Türken zum Generalmajor befördert, 1831 zog er gegen die aufständigen Polen, 1848 gegen die Ungarn. Ein richtiger Haudegen, starb er am 9. Juli 1852 und wurde in Alt-Peterhof begraben [62].

Auch seine Söhne *Daniel* und *Sergeij* hieben in die gleiche Kerbe. Jener, der von 1819 bis 1873 lebte, stieg ebenfalls bis zum Generalleutnant auf, dieser (1821–1854), Rottmeister der Leibulanen, wurde im Krimkrieg vor Sebastopol tödlich verwundet [63].

Auch die vom zweiten Sohne Rodions, Vasilijs, ausgehende Linie hat ihre Geschichte. Sein Stammhalter *Vasilij Vasiljewitsch* (1790–1870) diente ebenfalls bei der Lieblingswaffe der Gerbel – der Artillerie –, wobei auch er es bis zum Generalleutnant brachte, einem Grade, der in der Familie erblich zu sein schien. Auch er zog gegen Napoleon, dem er von Moskau bis Paris auf den Fersen war. 1828 rüstete er die Artillerie gegen die Türken, 1831 war er bei Ostrolenko dabei. Das Jahr darauf ging er zur Pulverfabrikation über, die er, fast ohne die Staatskasse in Anspruch zu nehmen, während 17 Jahren in großem Stile ausbaute, weshalb ihn Nicolaus I. 1849 zum Inspektor aller Pulverfabriken beförderte. Nach dem Krimkriege trat Vasilij in den Ruhestand, den er auf seinen Landgütern verbrachte. Er muß ein hervorragender Mann gewesen sein, war er doch nicht nur beruflich hochbegabt, sondern auch als Mensch von hoch und niedrig geschätzt. So kam es, daß bei den Unruhen im Nowgoroder Militärbezirk die Meuterer seinen Besitz mit eigenen Schildwachen schützten [64].

Viele seiner Eigenschaften erbte sein Sohn *Nicolaj* (1827–1883), mit dem die Tatkraft der Gerbel sich ein neues Gebiet eroberte – das der schönen Literatur. Er machte sich als Dichter und besonders als Verleger einen Namen, unternahm er doch den großangelegten und ausgezeichnet gelungenen Versuch, Rußland mit den Klassikern der Weltliteratur bekanntzumachen, wodurch er auf der Brücke, die sein Urgroßvater vom Westen nach dem Osten geschlagen hatte, neue kulturelle Schätze in die neue Heimat brachte. Damit wurden Shakespeare, Goethe, Schiller und andere ihres Ranges in weiten Kreisen bekannt, was den geistigen Anschluß an den in Rußland so umstrittenen Westen in hohem Maße förderte.

In diesen Anstrengungen, Rußland kulturell dem übrigen Europa anzugleichen, wurde Nicolaj tatkräftig von seiner Frau Olga

[62] Russ. biogr. Lexikon S. 485 f.
[63] Russ. biogr. Lexikon S. 486.
[64] Russ. biogr. Lexikon S. 483 ff.

Iwanowna, einer geborenen Sokolowa, unterstützt, die eine feinsinnige Übersetzerin war [65].

Als einen weiteren Sproß dieser weitverzweigten Familie, deren tätiger Sinn sich von der russischen Lässigkeit eher anspornen als besänftigen ließ, dürfen wir wohl ebenfalls jenen *Nicolaj Karlowitsch* betrachten, der unter dem Namen *Carl Nicolaus von Gerbel-Embach* als Schriftsteller und Dichter auch im Westen bekannt geworden ist. An Ordnung und Autorität gewöhnt, war dieses Geschlecht erschreckt von den anarchistischen Wühlern, die immer dreister die Einrichtungen des alten Rußland bedrohten. Dies spiegelt sich in Nicolajs Schriften wieder, die der 1838 in Moskau geborene nach seinen Studien im estländischen Tartu (Dorpat) in Deutschland herausgab, wo er sich niedergelassen hatte und wo

---

[65] Russ. biogr. Lexikon S. 486 ff. – Brockhaus-Efron 15, 453. – Noch ausführlicher berichtet über ihn A. M. Skabitschewskij in seiner «Geschichte der neueren russischen Literatur (1848–1892)», Petersburg 1893 (russ.). Diesem Werke entnehmen wir (S. 473 f.) folgende Angaben: Nicolaj Vasiljewitsch wurde am 26. November 1827 geboren. «Er stammte aus einer schweizer. Familie, die zur Zeit Peters nach Rußland kam. Sein Urgroßvater war der bekannte Ingenieur und Architekt, der von Peter sehr geschätzt wurde und viele Gebäude errichtete.» Mit neun Jahren kam Nicolaj an das Kiewer Gymnasium, 1844 an das Lyzeum von Nieschinskij, wo er für seine Arbeit über die Werke Sumarakins und Lomonossows sowie über den Charakter der russischen Literatur in der Zeit zwischen Peter d. Gr. und Katharina II. einen Preis erhielt.

Dann trat er als Offiziersschüler in das Isumsker Husarenregiment ein, nahm am ungar. Feldzuge teil, in dem er sich durch Tapferkeit auszeichnete. Nachdem er im Leib-Ulanenregiment bis zum Stabs-Rottmeister aufgestiegen war, gab er den Dienst auf und lebte nun ausschließlich der Literatur. Hier hatte er besonders mit Übersetzungen Byronischer Werke Erfolg. Große Anerkennung errang er sich 1854 auch durch seine Übersetzung der «Erzählung von Igors Schar» ins neuzeitliche Russisch. Dann folgte ein bedeutsames Werk: der Druck der besten ausländischen Werke, die Gerbel von einer ganzen Reihe von jungen Dichtern übersetzen ließ. Daneben vergaß er auch die Russen und die übrigen Slawen nicht, die beide mit je einem Bande zum Worte kamen. Seine eigenen Verse gab er 1858 unter dem Titel «Echo» und 1882 als «Gesammelte Gedichte» heraus. Sein «Igor» erschien in drei Ausgaben (1854, 1855, 1876). «Er starb am 8. März 1883 an einer Geisteskrankheit, die seinen starken Organismus in langen Jahren verzehrte.»

Der «Lietuviskoji Enciklopedija» (Litauische Enzyklopädie) VIII, 1333 (Kaunas 1940) entnehmen wir noch folgende genauere Datierungen: Übersetzung von Schillers Werken 1857/61, es folgten dann Byron 1864/67, Shakespeare 1866/68, Slawische Poesie 1871, E. T. A. Hoffmann 1873/74, Goethe 1878/81. Diese Übersetzungen haben in breiten russischen Kreisen das Verständnis für die westeuropäische Literatur geweckt. So etwas wie einen Pestalozzigeist atmend, stellen sie ein wahres Volksbildungswerk dar und wirken deshalb auch weit stärker als seine fleißig bearbeiteten Verse, die aber nicht vom Feuer der Poesie durchglüht sind.

seine Angaben über «Die Entwicklung des Nihilismus» (1879) und die «Die Attentatsperiode in Rußland» (1881) bald Aufsehen erregten. Eine andere Seite an ihm lernen wir in seinen Dichtungen kennen, die sein Herz in mystische Höhen tragen, wie zum Beispiel das 1919 erschienene Epos «Dini Ilahi. Akbars göttlicher Glaube», und vielleicht ist es diese religiöse Ergriffenheit, die ihn zwang, sich auch dem beklagenswerten Schicksal der russischen Sektierer zuzuwenden [66].

Dieser Nicolaj Karlowitsch sollte der letzte sein aus der langen Reihe, aus der wir nun einige charakteristische Gestalten herausheben konnten; denn hierauf brach durch den Aufstand von 1905 und den ersten Weltkrieg, vor allem aber durch die Oktoberrevolution des Jahres 1917, das Verhängnis über die Reihen herein, in denen die Gerbel standen.

Wenn wir nun abschließend auch bekennen müssen, daß wir Nicolaj Fedorowitschs Angabe, er stamme «aus dem Schweizerlande, aus der Stadt Basel», mit dem bis heute bekannt gewordenen Material dokumentarisch nicht bekräftigen können, so möchten wir doch wünschen, daß dem so sei; denn die Heimat der Härbel braucht sich der Leistungen nicht zu schämen, welche die Gerbel in der großen Welt draußen hervorgebracht haben.

[66] Brockhaus-Efron 15, 453. – Außer den hier erwähnten Schriften hat der Verfasser 1891 noch das Drama «Antaxerxes» herausgegeben.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Brockhaus-Efron: Enzyklop. Wörterbuch, 86 Bde., St. Petersburg 1891–1907 (russ., abg. *Brockhaus-Efron*).

Brückner, A.: Peter der Große, Berlin 1879 (abg. *Brückner*).

Brückner, A.: Die Europäisierung Rußlands, Gotha 1888.

von der Brüggen, E.: Wie Rußland europäisch wurde. Leipzig 1885.

Ehret, J.: Domenico Trezzini, der erste Erbauer von St. Petersburg, im Schweizer. Jahrbuch «Die Ernte», Basel 1949.

Grabar, J.: Geschichte der russ. Kunst, 5 Bde., Moskau 1910/14 (russ., unvollständiges, aber grundlegendes Sammelwerk, abg. *Grabar, Geschichte*).

Grabar, J.: Ausländische Architekten bei Peter dem Großen, in der Zeitschrift «Staryje Gody», St. Petersburg 1911 (russ., abg. *Grabar, Ausl. Architekten*).

Gurlitt, C.: Andreas Schlüter, Berlin 1891.

Hinz, W.: Peters des Großen Anteil an der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur seiner Zeit, Diss., Breslau 1933.

Kliutschewskij, V. A.: Kurs der russ. Geschichte, 4 Bde., Moskau 1904 (russ.).

Korolkow, M.: Die Architekten Trezzini, in der Zeitschrift «Staryje Gody», St. Petersburg 1911 (russ., abg. *Korolkow*).

Kurbatow, P.: Petersburg, Ein künstl.-historischer Überblick, Petersburg 1913 (russ.).
Ladendorf, H.: Andreas Schlüter, Berlin 1937.
Litauische Enzyklopaedie, 8 Bde., Kaunas 1930 ff. (litauisch).
Lo Gatto, E.: Gli artisti italiani in Russia, Vol. II, Roma 1934 (ein Grabar ergänzendes Monumentalwerk, abg. *Lo Gatto*).
Lukomskij, G. C.: St. Petersburg, eine Geschichte der Stadt und ihrer Baudenkmäler, München 1923.
Luther, A.: Geschichte der russischen Literatur, Leipzig 1924.
Mettig, C.: Die Europäisierung Rußlands im 18. Jahrhundert, Gotha 1913.
Müller, A. P.: Das Leben ausländischer Künstler in Rußland, Leningrad 1927 (russ.).
Petrow, P.: Geschichte der Stadt Petersburg von deren Gründung an, Petersburg 1885 (russ.).
Petrow, P.: St. Petersburg in seinem Bau und seinen Gebäuden betrachtet, in der Zeitschrift «Der Architekt» 1878 (russ.).
Posselt, M.: Der General und Admiral Franz Lefort. Sein Leben und seine Zeit. 2 Bde., Frankfurt a. M. 1866.
Réau, L.: L'Art russe, 2 vols., Paris 1921/22.
Réau, L.: Saint-Pétersbourg (Les villes d'art célèbres), Paris 1913.
Russisches Biographisches Lexikon, Moskau 1914 (russ.).
Sobko, N. P.: Lexikon russischer Künstler, St. Petersburg 1893/99 (russ., unvollständig).
Spieß, O.: Leonhard Euler, Frauenfeld-Leipzig 1929.
von Stählin, J.: Verzeichnis der vornehmsten Künstler in Rußland, in «Miscell. artist. Inhalts» (hg. von J. G. Meusel), Erfurt 1782.
von Stählin, J.: Originalanekdoten von Peter dem Großen, Leipzig 1785.
Stählin, K.: Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart, 5 Bde., Berlin-Königsberg 1923 ff.
Stählin, K.: Peter der Große, im Sammelbande «Meister der Politik», Stuttgart-Berlin 1923.
Stolpanskij, P.: Wie Petersburg entstand und wuchs, in der Zeitschrift «Kolos», Petrograd 1918 (russ.).
Thieme-Becker: Allg. Lexikon der bildenden Künstler, 35 Bde., Leipzig 1907/42 (abg. *Thieme*).
Wallé, P.: Schlüters Wirken in Petersburg, Berlin 1901.
Wengerow, S.: Kritisch-biogr. Lexikon der russischen Schriftsteller und Gelehrten, 5 Bde., St. Petersburg 1889/97 (russ., unvollendet).
Wulff, O.: Die neurussische Kunst, 2 Bde., Augsburg 1932.
Zabel, E.: St. Petersburg (Berühmte Kunststätten Nr. 32), Leipzig 1905.